



SURPRISE

Big Zis

Unsterblich

Die Rap-Pionierin spricht
übers Jüngersein und Älterwerden
und über aufgeblasene Egos.

Seite 8

**Armutsmonitoring,
Teil 2**



SURPRISE
WIRKT

«Ohne meine Tätigkeit als
Stadtführer wäre ich
heute nicht mehr hier»

Auf seinem Sozialen Stadtrundgang durch Basel erzählt **Heiko Schmitz**, wie er als erfolgreicher Unternehmer durch einen Konkurs und persönlichen Schicksalsschlag auf der Strasse landete - und wie er dort überlebte.

Buchen Sie einen Sozialen Stadtrundgang in Basel, Bern oder Zürich.



Umarmungen

Eine Stelle in unserem Interview mit der Zürcher Rapperin Big Zis gefällt mir besonders: Ihre Einsicht, dass die jüngere Generation souveräner mit der eigenen Unsicherheit umgeht.

Das erinnert mich an eine Besprechung kürzlich auf der Redaktion, als wir uns mit technischen Fragen zur digitalen Sicherheit auseinandersetzten. Wir sassen da mit unseren Smartphones und Notebooks und den Clouds über unseren Köpfen – und **hatten schnell den Überblick verloren**, wer in der Welt sich über welche Wege Zugang zu welchen Daten verschaffen kann.

Die Frage ist, ob man sich **die Unsicherheit in solchen Momenten eingesteht**. Und sich damit quasi umarmt. Sich zusammentut. «Big Hug», feste Umarmung, heisst denn auch Big Zis' aktuelles Album. Über das Projekt der generationenverbindenden Kooperation lesen Sie **ab Seite 8**.

Sitzt ein Elternteil im Gefängnis, kann es sein Kind nicht mehr oft umarmen. Die Beziehungspflege zwischen inhaftierten Eltern und ihren

Kindern ist in der Schweiz ein zu wenig beleuchtetes Thema. Eine Masterarbeit hat die Situation in den vier Justizvollzugsanstalten im Kanton Bern untersucht und **berichtet von den vergessenen Kindern im System, Seite 16**.

Die Schilderungen eines Vaters, dessen Ex-Partnerin im Gefängnis sitzt, werfen auch ein Schlaglicht auf ihre ehemalige Rolle in der Familie. **Als Mutter machte sie die Care-Arbeit** und trug finanziell sehr viel mehr bei, als ihm bewusst war. Leider tat sie es mit illegalen Mitteln. Der Text **auf Seite 12** ist ein Einblick in die verbliebene Kleinfamilie zuhause. **Ein Einblick auch in prekäre Lebensumstände**, in denen das Geld so knapp ist wie die Kommunikation zwischen Vater und Mutter.

Nicht nur Geld, sondern auch **Bildung trennt oft Arm von Reich**. Der zweite Teil unserer Serie zum Nationalen Armutsmonitoring **ab Seite 18**.



DIANA FREI
Redaktorin

- | | | | |
|--|---|--|--|
| 4 Aufgelesen | 8 Musik
« Ich musste mich oft aufspielen » | 18 Armutsmonitoring, Teil 2
Gebildet ins Leben starten | 26 Veranstaltungen |
| 5 Na? Gut!
Ein Schritt zum Schuldenschnitt | 12 Justiz
Mama im Gefängnis | 22 Kulture Vielfalt
Den Horizont verkürzen | 27 Randnotizen
Orte der Zumutung |
| 5 Vor Gericht
Wahnhaft antisemitisch |  | 24 Kino
Auf der Spur des vergangenen Spanien | 28 SurPlus
Positive Firmen |
| 6 Verkäufer*innenkolumne
Meine Tierwelt | 15 Lücken in der Beziehungspflege | 25 Filmfestival
Realität verhandeln | 29 Wir alle sind Surprise
Impressum
Surprise abonnieren |
| 7 Moumouni antwortet
Wie nimmt man Menschen etwas weg? | 16 Vergessene Opfer | | 30 Internationales
Surprise-Porträt
Vom Warten und Hoffen |

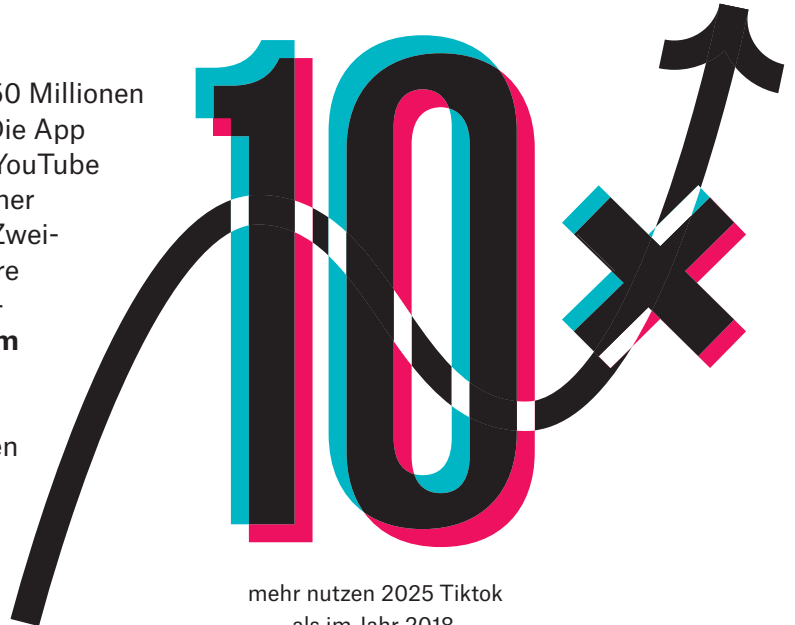
Aufgelesen

News aus den über 90 Strassenzeitungen und -magazinen in 35 Ländern, die zum internationalen Netzwerk der Strassenzeitungen INSP gehören.

International
Network of
Street Papers

TikTok als Sucht

Der Aufstieg von TikTok ist rasant. 2018 nutzten 150 Millionen Menschen die App, 2025 waren es 1,5 Milliarden. Die App liegt auf Platz fünf hinter Facebook (3 Milliarden), YouTube (2,5), Instagram und WhatsApp (jeweils 2). Laut einer Studie zur Mediennutzung in Deutschland geben Zwei-drittel der befragten 12- bis 19-Jährigen an, dass ihre **TikTok-Besuche länger sind als geplant**. Die Bildschirmzeit liegt im Schnitt bei fast **vier Stunden am Tag** – bei Volljährigen bei mehr als viereinhalb. Neben dem angeblich süchtig machenden Design werden TikTok von der EU die stark personalisierten Beiträge, die Push-Nachrichten und das automatische Abspielen von Videos vorgeworfen.



mehr nutzen 2025 Tiktok
als im Jahr 2018.

HEMPELS

HEMPELS, SCHLESWIG-HOLSTEIN, #359, APRIL 2026

ANZEIGE

LES FILMS DU NOUVEAU MONDE
PRÉSENTIERT
NACH
LE BLEU DU CAFTAN
«Ein Feelgood-Movie mit
viel Wortwitz und Charme.»
OUTNOW
CARMEN MAURA
Calle Málaga
EIN FILM VON
MARYAM TOUZANI
AB 9. APRIL IM KINO
FILM FODP1

Wind auf dem Elefantenpfad

«Uitwaaien» heisst eine inoffizielle niederländische Erholungstechnik: Rausgehen, um sich vom Wind durchpusten zu lassen, bis sich die Gedanken von selbst neu ordnen. Dazu braucht es kein Ziel – Bewegung und frische Luft sind genug. Dabei kann man auch Elefantenpfade gehen: Sie entstehen, wenn Menschen sich die kürzesten Wege durch einen Park selbst bahnen, um auf direktestem Weg von A nach B zu kommen.

20er

20ER, DIE TIROLER STRASSENZEITUNG, #262, MÄRZ 2026

Na? Gut!

Ein Schritt zum Schuldenschnitt

In der Frühlingsession hat auch der Ständerat Ja gesagt zu einem neuen Sanierungskonkursverfahren. Damit sollen hochverschuldete Menschen in der Schweiz einmalig die Möglichkeit bekommen, sich von ihren Schulden zu befreien.

Nachdem der Nationalrat die Vorlage im Dezember gutgeheissen hatte, stimmte der Ständerat der Vorlage mit 32 zu 7 Stimmen zu (bei 2 Enthaltungen). Die Nein-Stimmen kamen aus der SVP, FDP und Mitte (die Enthaltungen aus der SVP). Mit der Vorlage wird das Gesetz über Schuldbetreibung und Konkurs (SchKG) geändert. Damit eine Person ein solches Sanierungskonkursverfahren durchlaufen darf, muss sie bestimmte Voraussetzungen erfüllen.

Heidi Z'graggen (Mitte/UR) sagte im Namen der Rechtskommission, dass es um ein gerechtes und sozial verantwortliches Schuldenrecht gehe. «Es gibt praktisch keinen Weg aus der Schuldenfalle», sagte sie über die derzeitige Situation.

Die Bedingungen, um am Verfahren teilnehmen zu können, sind restriktiv: Das Sanierungskonkursverfahren soll jeder Person nur einmal im Leben offenstehen. Beide Kammern sprachen sich für eine sogenannte Abschöpfungszeit von drei Jahren aus, in der ein*e Schuldner*in alle verfügbaren Mittel abgeben muss.

Die Vorlage bringt für natürliche Personen auch ein vereinfachtes Nachlassverfahren – ein Instrument, das quasi eine Sanierungspause gewährt, indem für einen bestimmten Zeitraum etwa keine neuen Betreibungen eingeleitet werden. Wegen wenigen Differenzen geht die Vorlage nochmals in den Nationalrat. **LEA**

An dieser Stelle berichten wir über positive Ereignisse und Entwicklungen.



ILLUSTRATION: PRISKA WENGER

Vor Gericht

Wahnhaft antisemitisch

Der Prozess ist gelaufen und der Verteidiger fassungslos. Eine Massnahme nach Art. 59 StGB hat sein Mandant kassiert, die «kleine Verwahrung». Eine unbefristete stationäre Therapie in der Geschlossenen also. Unverhältnismässig, sagt der Anwalt.

Der 27-jährige Mann, den er vertritt, war Ende 2024 verhaftet worden, nachdem sein Verhalten dem Sicherheitspersonal einer jüdisch-orthodoxen Synagoge in Zürich aufgefallen war. Bei seiner Verhaftung fand die Polizei ein Messer mit einer 12 cm langen Klinge in seiner Jackentasche. Die Ermittlungen führten zu vorangegangenen antisemitischen Taten: Unter anderem zeigen Bilder einer Überwachungskamera den Mann, wie er das Areal einer jüdisch-orthodoxen Schule betritt und einem Teenager unvermittelt aufs Ohr boxt. All das wertet die Staatsanwaltschaft als «strafbare Vorbereitungshandlungen zu einer schweren Körperverletzung». Sprich: der Mann habe sich mit der Absicht, eine Gewalttat zu begehen, zur Synagoge begeben.

Im Prozess erläutert der Gerichtspräsident, das psychologische Gutachten gehe von einer paranoiden Schizophrenie sowie Alkohol- und THC-Sucht aus. Alles falsch, sagt dazu der 27-Jährige. Er kenne sich selbst am besten. Konfrontiert mit seinen antisemitischen Äusserungen in den Einvernahmen sagt der junge Mann: Alles erfunden. Er habe kein Problem mit «jüdisch-Orthodoxen». An jenem Morgen habe er sich nicht gezielt zur Synagoge begeben, sondern sei nach einer Partynacht auf dem

Nachhauseweg daran vorbeigekommen. Die Staatsanwältin hält in ihrem Plädoyer fest, dass den Taten eine «wahnhafte Verarbeitung von weltpolitischen Ereignissen» und «religiöser Wahn» zugrunde liege. Wegen seines krankhaften Erlebens benötige der Mann dringend die engmaschige Betreuung einer stationären Therapie.

Der Verteidiger glaubt auch, dass sein Mandant zum Tatzeitpunkt psychotisch war – jedoch infolge Alkohol- und Drogenmissbrauchs und nicht aufgrund einer schizophrenen Grunderkrankung. Diese habe sich in der seitherigen Haftzeit zwar gezeigt – doch verhalte sich sein Mandant gemäss Führungsbericht unauffällig.

In der aufgeheizten Stimmung möge ein Mann mit einem Messer vor einer Synagoge Anlass zu schlimmsten Befürchtungen sein – hier sind sie nach Ansicht des Anwalts aber falsch. Es sei nicht verboten, sich mit einem Messer bei einer Synagoge aufzuhalten. Das Mitführen des Messers reiche auch nicht als Beweis für ein geplantes Massaker. Der Vorwurf erscheine willkürlich und sei die persönliche Meinung der Staatsanwältin. Extreme Meinungen zu Religion und Politik – in diesem Fall insbesondere bezüglich des Gaza-Kriegs – dürften nicht automatisch als psychische Krankheit gesehen werden.

Doch für das Gericht fügt sich das Mosaik der Indizien zu einem klaren Bild. Psychologisch, glauben die Richter*innen, stand er an der Schwelle zur Tat. Die Schwelle zum Wahn sieht das Gericht klar überschritten. «Sie haben eine schwere psychische Störung», sagt der Gerichtspräsident an den jungen Mann gerichtet. Je früher er sich auf eine Therapie einlasse, desto früher werde er wieder frei sein.

YVONNE KUNZ ist Gerichtsreporterin in Zürich.

Meine Tierwelt

Was sich wie ein roter Faden durch mein Leben zieht, sind all die Tiere, die mich begleitet haben. Denn dank den Erinnerungen an sie schaffe ich es immer besser, die Traumata meiner Kindheit zu verarbeiten.

Fangen wir bei Bonny an, dem ersten Hund, den meine Eltern sich zugetan hatten. Sie war ein Basset-Weibchen, und ach wie gut kann ich mich noch an sie erinnern. Sie war sehr kurzbeinig und in die Länge gezogen. Über die Überzüchtung bei der Reinrassigkeit wird ja oft zu Recht diskutiert. Bonny schläbberte die ganze Zeit noch schlimmer als ein Boxer-Hund.

Bonny hatte von klein auf Rückenprobleme, war aber die liebevollste Hündin, die man sich vorstellen kann. Alles liess sie mit sich machen. Wir drei Mädchen, damals fünf, drei und ein Jahr alt, waren nicht nur zärtlich mit ihr.

Trotzdem hüpfte sie immer zu uns aufs Sofa, wodurch wir dann kaum mehr Platz hatten. Ich war glücklich und zufrieden mit diesem Familienzuwachs. Sehr oft, wenn ich traurig war und die Tränen einfach flossen, versteckte ich meinen Kopf in ihrem Nacken.

Meinen Eltern jedoch reichte Bonny bald nicht mehr. Sie wollten einen zweiten Rassehund. Wir bekamen Wadiza, eine langhaarige hellbraune Windhündin. Die war leider nicht so kuschelig, hielt dafür aber meine Mutter auf Trab. Ich weiss noch, nun war sie jeden Morgen mit anderen Hundefanatiker*innen unterwegs.

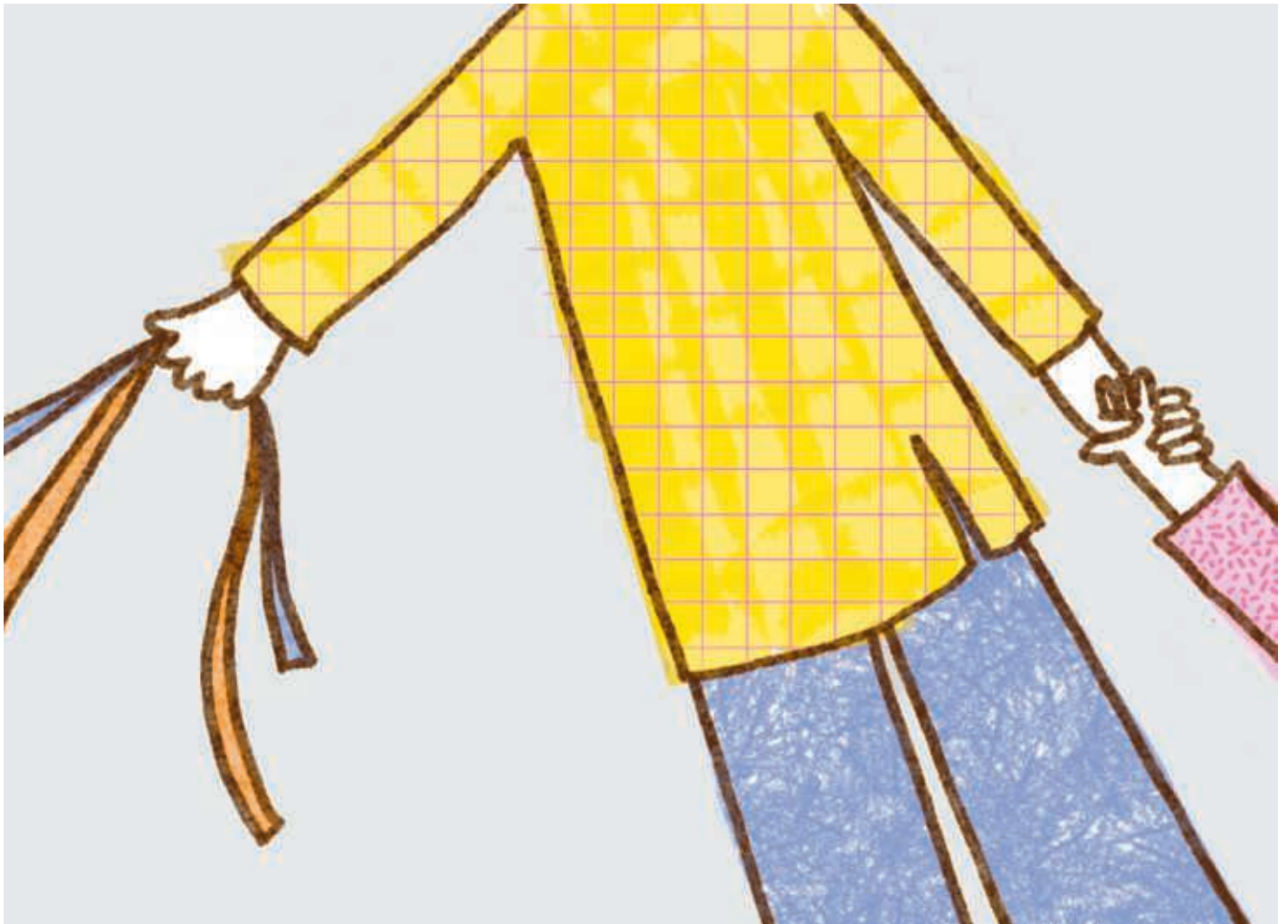
Wenn wir nicht im Kindergarten oder in der Schule waren, mussten wir mit. Oft standen die Hundebesitzer*innen beisammen und quatschten auf der grossen Wiese, sodass die Hunde sich austoben konnten. Das Problem war nur, im Winter, so im Stehen, glaubten wir oft dem-

nächst zu erfrieren. Wie viele Male habe ich wohl gefragt: «Mami, wann gehen wir endlich?» Für uns Kinder war es langweilig, auf einer leeren Wiese herumzustehen, mit dem Gefühl, dass die Hunde für meine Mutter wohl wichtiger sind als wir.

Doch schon bald waren auch die Hunde nicht mehr genug. Und es kamen noch mehr Tiere hinzu.

KARIN PACOZZI, 59, erzählt oft davon, wie sich menschliche Beziehungen im Umgang mit Tieren spiegeln. Die Fortsetzung der Geschichte folgt im nächsten Heft.

Die Texte für diese Kolumne werden in Workshops unter der Leitung von Surprise und dem Autor Ralf Schlatter erarbeitet. Die Illustration entsteht in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst, Studienrichtung Illustration.





Moumouni antwortet

Wie nimmt man Menschen etwas weg?

Letztens erzählte mir eine Frau, mit der ich verwandt bin, von ihrem Nachbarhaus, das voller Studis und Künstler*innen sei. Sie ist in zögerlichem Austausch mit den Nachbar*innen, einerseits findet sie diese interessant und fühlt sich wohl auch geschmeichelt, dass die jungen Leute mit ihr im Austausch stehen – andererseits sind sie ihr wohl ein Stück zu progressiv. Letzteres äussert sich in kleinen wellenhaften Anfällen von Verurteilung, wenn sie sich ausmalt, was die netten Nachbar*innen so veranstalten.

Letztens erzählte sie mir, im Hauseingang der Nachbar*innen klebte ein Sticker, auf dem stehe: «My Body My Choice». Sie wollte daraufhin von mir wissen, ob jetzt heutzutage alle an sich herumschnei-

den und die Geschlechtsteile umwandeln würden. Sie fände das nämlich komisch und sei nicht damit einverstanden. Das sei einfach ihre Meinung. Sie war aber wohl trotzdem interessiert, wie das überhaupt ginge. Da sie vermutete, dass ich Bescheid wisse und mit meinen eigenen progressiven Hirngespinsten sicher genauer wüsste, was es mit dem «Genderwahn» auf sich habe, fragte sie mich.

Ich verstand erst gar nicht, was die Verbindung zwischen dem Sticker und ihrer Meinung sein könnte. Bis mir dämmerte: Sie hatte den Eindruck, «My Body, My Choice» sei ein Slogan für Transrechte und quasi ein Pro-Operations-Kampfspruch, und das lehnte

sie ab. Ihr, die selbst Überlebende von sexuellem Missbrauch ist und ihr Leben lang als Frau gelebt hat, womit sie Diskriminierung und Sexismus zur Genüge kennt, hätte ich nicht zugetraut, dass sie den Slogan «My Body, My Choice» als Erstes mit etwas Fremden verbinden würde. Vielleicht kennt sie ihn auch nur auf Deutsch, «mein Körper gehört mir», und bezieht ihn nur auf sich selbst. Ganz exklusiv. Sonst würde sie ja nicht glauben, dass ihre Meinung irgendeine Rolle spielen müsste bei der Entscheidung, wie andere Menschen mit ihrem «Päckchen Geschlecht» umgehen und was sie mit ihrem eigenen Körper machen.

Durch ihre Skepsis gegen trans Menschen, gefüttert von Verachtung gegen Menschen, die anders leben, als sie es für gut befindet – oh Schreck –, konnte sie sich nicht vorstellen, dass es bei «My Body, My Choice» vielleicht um etwas geht, das sie und ihre Interessen miteinschliesst. Ich erklärte ihr, dass der Slogan mit uns allen zu tun hat und dass der Fokus auf die Geschlechtsteile von trans Menschen eine komische Fixierung von cis-Menschen ist – es geht nämlich gar nicht darum, wer sich was abschneiden will, sondern darum, dass der Schutz vor Gewalt und die Bewahrung von Würde und Selbstbestimmung nicht an Bedingungen geknüpft werden sollten.

Alle zwei Wochen passiert in der Schweiz ein Femizid. Trans Frauen sind nochmal überdurchschnittlich häufig von physischer, psychischer und sexueller Gewalt betroffen. Die Epstein-Akten, der Prozess Pelicot oder jüngst der Fall am Collier Fernandez rufen eines auf den Plan: Dass wir alle an einem Strang ziehen. Und für die Selbstbestimmung, Gleichberechtigung und den Schutz aller Menschen jeglichen Geschlechtes einstehen. Und zwar nicht so, als würde es uns etwas wegnehmen, wenn Menschen in Unversehrtheit leben dürfen, sondern in Grosszügigkeit: Gönnung!



FATIMA MOUMOUNI findet, Menschenrechte sollten selbstverständlich sein – selbst für Männer.

«Wir haben innerlich
vielleicht kalt geschwitz,
aber versucht, uns nichts
anmerken zu lassen.»



«Diese Offenheit finde ich unglaublich stark»

Musik Für ihr neues Album arbeitete die Zürcher Rap-Pionierin Big Zis mit 23 FINTA-Künstler*innen zusammen. Auch ihre Konzerte sollen in politisch angespannten Zeiten Orte des Zusammenfindens sein.

TEXT NATALIA WIDLA FOTOS ANNE MORGENSTERN

*Big Zis, in einem Interview mit dem Tagesanzeiger im Jahr 2020 hast du gesagt: «Heute arbeite ich für mich allein. Oder mit meiner Band. [...] zu jungen Zürcher Rapperinnen habe ich nicht wirklich Kontakt.» Jetzt hast du mit «Big Hug» ein Album voller Features von anderen FINTA-Künstler*innen produziert. Was hat sich verändert?*

Big Zis: Ich glaube, ich habe gemerkt, dass ich wirklich alt werde (lacht). Ich werde dieses Jahr 50. Ich befinde mich in einer anderen Lebensphase und wollte entsprechend etwas anderes ausprobieren und wagen. Mit diesem Album erreiche ich natürlich auch ein neues, jüngeres Publikum. Und am Schluss macht es auch einfach Spass, mit so vielen unterschiedlichen Künstler*innen zu arbeiten und aufzutreten. Nicht nur das Publikum hat etwas davon – ich auch.

Ich habe hier die Pressemitteilung vor mir, da ist vieles bereits schön vorformuliert. Aber in deinen eigenen Worten: Worum geht es in «Big Hug»?

Dafür sind diese Pressemitteilungen ja da – die können das besser als ich (lacht).

FINTA (oder FLINTA*) ist ein Akronym, das Frauen, Lesben, intergeschlechtliche, nonbinäre, transgeschlechtliche und agender Personen umfasst. Es bezeichnet Menschen, die aufgrund ihrer Geschlechtsidentität von patriarchaler Diskriminierung betroffen sind.

Hier steht: «BIG HUG ist ein generationenübergreifender musikalischer Ritt – getragen von Zusammenarbeit, Sichtbarkeit und gegenseitiger Verstärkung.»

Das finde ich gut. Das trifft es besser, als ich es formulieren könnte.

*Auf dem Album sind Features von 23 FINTA-Künstler*innen. Wie kam es zu dieser Auswahl?*

Das sind Musiker*innen, die mich schon länger interessieren – Menschen, die ich kenne und mit denen ich unbedingt zusammenarbeiten oder wieder zusammenarbeiten wollte. Relativ schnell wurde auch klar, dass ich diesen generationenübergreifenden Aspekt haben möchte. Von Anfang an waren viele junge Künstler*innen dabei, deshalb habe ich mich entschieden, auch gleichaltrige Wegbegleiter*innen anzufragen.

*War es eine bewusste Entscheidung, nur FINTA-Künstler*innen auf das Album zu holen?*

Ja, für einmal wollte ich nur FINTA-Personen auf dem Album haben. Hinter der Musik stehen im Hintergrund allerdings drei Produzenten, die Cis-Männer sind also irgendwie doch auch dabei (lacht).

*Auf dem Album sind Künstler*innen unterschiedlichen Alters, aus verschiedenen Städten und vermutlich auch mit unterschiedlichen politischen Perspektiven. Gab es da auch Reibungen?*

Nein, tatsächlich nicht.

Haben die Jüngeren denn Erfahrungen oder Einsichten eingebracht, die für dich neu waren?

Ja, auf jeden Fall – besonders bei der Arbeitsweise habe ich einiges gelernt. Mir fällt eine junge Rapperin ein, die noch nicht oft im Studio war. Es war faszinierend zu sehen, wie offen und liebenswürdig sie geblieben ist. Meine Generation hat sich immer obercool gegeben. Wir haben innerlich vielleicht kalt geschwitzt, aber versucht, uns nichts anmerken zu lassen. Sie hingegen sagte Dinge wie: «Hey, ich bin mir bei diesem Teil nicht sicher, wie weiter? Gebt mir Feedback.» Diese Offenheit fand ich unglaublich stark. Diese entspannte Art, mit der eigenen Unsicherheit umzugehen, ist wirklich schön. Vielleicht liegt das an der Person – vielleicht aber auch daran, dass diese Generation insgesamt besser mit Unsicherheiten umgehen kann.

Hat das damit zu tun, dass FINTA-Personen in der Musik und vor allem im Rap früher stärker überkompensieren mussten, um ernst genommen zu werden?

Ja, absolut. Ich musste mich oft aufspielen und hatte gleichzeitig Minderwertigkeitskomplexe – dieses Gefühl, dass alles nicht gut genug ist, und diese ständigen Vergleiche. Aber ich glaube nicht, dass das nur damit zusammenhängt, eine Frau unter Männern zu sein. Wir wurden auch ganz anders erzogen.

In der Rap-Welt hat sich einiges verändert. Heute fällt zum Beispiel der Erfolg von «Fotzenrapperinnen» – so die

Selbstbezeichnung – wie Ikkimel auf. Hypersexualisiert und stark am Male Gaze orientiert, an der Perspektive des heterosexuellen Mannes. Gleichzeitig wirkt das selbstbewusst und abgrenzend. Siehst du diese Entwicklung als Fort- oder als Rückschritt für die Stellung von Frauen in der Musikbranche?

Zuerst vorneweg: In diese Kategorie würde ich mich und auch meine Features nicht einordnen, auch wenn wir in den Liedern hier und da Wörter wie «Bitch» benutzen. Und in Bezug auf diese Kategorie von Rapperinnen: Mir geht es nie darum, jemandem den Mund zu verbieten. Aber ich sehe das Dilemma. Ich persönlich ziehe keine Selbstermächtigung aus Sexualisierung. Aber wenn es sich für jemanden genauso anfühlt, dann soll diese Person das machen. Die Texte kenne ich nicht, aber ästhetisch geht es vermutlich tatsächlich stark in Richtung Male Gaze – gerade im Gegensatz zu Künstlerinnen wie Peaches. Sie arbeitet auch mit Sexualität und grober Sprache, tritt aber etwa mit unrasierten Beinen und Achseln auf und unterläuft damit genau diesen Blick. Ich sehe hier schon deutlich mehr politisches Potenzial. Gleichzeitig haben Künstler*innen wie Ikkimel viele weibliche Fans, deshalb denke ich schon, dass es auch als ermächtigend erlebt werden kann, sich selbst so zu präsentieren. Finde ich das fortschrittlich und befreiend, oder ist es Teil eines Backlash? Wahrscheinlich beides.

Wen möchtest du mit «Big Hug» erreichen? Ist es ein Album von FINTAS für FINTAS?

Es ist ein Album für alle (lacht). Das ist so eine Frage, die man in Fördergesuchen beantworten muss. Ehrlich gesagt weiss ich das gar nicht so genau. Wenn ich schreibe, habe ich zwar irgendwie ein Publikum vor meinem geistigen Auge – aber ich schreibe nicht zwingend nur für dieses Publikum, sondern eigentlich für mich.



Big Zis: «BIG HUG» (2026), mit ETO, Ester Poly, f.moremoney, Les Reines Prochaines, Jessica Jurassica,

Radon, Zarina Tadjibaeva, Alwa Alibi und vielen mehr. Das Vinyl-Album ist auf truerebel.ch oder via bigzis.com zu finden.

Wie sieht dieses imaginierte Publikum aus?

Sehr gemischt – und alle haben eine gute Zeit. Aber es ist weniger ein konkretes Bild als eher ein Gefühl.

Auf dem Album «Big Hug» gibt es den Track «UFÄ» featuring Radon. Er ist mit fast sieben Minuten deutlich länger als die anderen Songs und auch stilistisch ziemlich weit weg von deinem üblichen Sound. Wie kam es dazu?

Ich kenne diese Musikerinnen schon lange und stand auch schon mit ihnen auf der Bühne. Ich finde sie toll – und ich liebe Doom Metal und Rumschreien.

Für «Du weisch» spannst du mit Les Reines Prochaines zusammen. Sie sind im Vergleich zu vielen anderen Künstler*innen auf dem Album deutlich älter. Wie war diese Zusammenarbeit?

Das war die unkomplizierteste Arbeit auf dem ganzen Album. Ich kenne und bewundere die Gruppe schon lange – sie sind Legenden. Mit ihnen auf der Bühne zu stehen macht grossen Spass.

Im Song «Liftmusik» mit Ester Poly fallen Strophen wie «Pop hät oi verratä – Mit welem Verspräche?» Ist das eine Kritik an unpolitischer Musik?

Ja, eine Kritik an Popmusik, an der glänzenden Oberfläche des Business. Es gibt natürlich auch viele politische Popmusiker*innen. Aber Kapitalismus und die Idee der Gewinnmaximierung sind ein Biest – sie fressen alles auf. Ich nehme mich da gar nicht aus. Ich mache irgendwie auch Popmusik und lebe davon – nicht besonders gut, aber doch. Sobald man eine Strassenkultur und Widerstand besingt, besteht die Gefahr, dass sie im System der Vermarktung entpolitisiert wird. Da bin ich sicher auch Teil der Maschine. Bei grösseren, kommerziell sehr erfolgreichen Acts sehe ich das noch stärker: Sie präsentieren sich mit einer Revoluzzerästhetik. Ich glaube ihnen durchaus, dass sie das ernst meinen – aber sie laufen Gefahr, von dieser Maschine verschluckt zu werden.

Auf deinem Album geht es um den politischen Backlash und autoritäre Tendenzen. Was kann Musik bewirken?

Im besten Fall kann meine Musik ein kurzes Aufatmen ermöglichen. Wir leben in einer sehr anstrengenden Zeit, auch innerhalb der Linken gibt es grosse Spannungen. Das kann belastend sein – für Freundschaften und für das Gefühl von Fortschritt. Ich hoffe, dass meine Konzerte vielleicht einen Safe Space bieten können: einen Ort, an dem Menschen zusammenkommen und feiern.

Und danach auf die Demo?

Ja, hoffentlich.

Auf deinem Album greifst du dezidiert linke Themen auf – solche, die innerhalb der Linken wenig kontrovers scheinen: Die meisten würden wohl zustimmen, dass Patriarchat und Kapitalismus scheisse sind. Hast du dich bewusst dafür entschieden, keine innerlinks kontroverseren Themen aufzugreifen?

Ja. Ich habe keine Lust, mich irgendwelchem Onlinegeschrei auszusetzen. Ich finde es gerade wichtig, sich auf Dinge zu konzentrieren, bei denen man sich einig sein kann – um diese verbindenden Momente zu erleben. Das heisst nicht, dass wir nicht über kontroverse Themen sprechen sollten. Aber ich glaube nicht, dass meine Musik der richtige Rahmen für solche Diskussionen ist. Ich möchte eher Momente schaffen, in denen Menschen aufatmen können.

In einem Song heisst es «Pyros gegen Büros», in einem anderen geht es darum, seine Hater – die es sich zum Ziel machen, andere kleinzumachen – zu umarmen. Was ist denn nun die Strategie?

Das Leben ist ja nie nur das eine oder das andere. Es gibt verschiedene Stimmungen und Phasen. Manchmal muss man wütend sein, manchmal jemanden in den Arm nehmen. Und die Stimmung von Rapper*innen Anfang zwanzig ist vielleicht auch eine andere als meine.

Inwiefern?

Das müssten sie selbst beantworten. Aber ich weiss: Mit Anfang zwanzig hat man noch das Gefühl, unsterblich zu sein.

Das hast du nicht mehr?

Nein, das ist vorbei (lacht). Ich glaube, so bis etwa 28 habe ich in einem anderen Gefühl gelebt, in einem Bewusstsein der Unantastbarkeit, alles ist möglich, alles geht.



Das Astronautenkostüm hat Franziska Born im Auftrag von Big Zis kreiert: «Es ist ein Bild dafür, wie ich mein Ego aufblasen muss, um mich auf die Bühne zu wagen.»

«Ich persönlich ziehe keine Selbstermächtigung aus Sexualisierung.»

BIG ZIS

Und dann fing ich langsam an, in eine Phase zu kommen, in der ich stärker an mir selbst arbeitete. Meine Probleme anging, mir ein Stück weit auch meiner Endlichkeit bewusst wurde. Ich könnte jetzt hier rauslaufen und von einem Auto überfahren werden. Dass es diese Möglichkeit überhaupt gibt, war mir lange gar nicht so klar.

Über den Tod singst du auf dem Album aber nicht.

Nein. Aber vielleicht sollte ich das einmal machen.

Du hast drei Kinder. Machst du dir angesichts von Rechtsrutsch und Krisen Sorgen um die junge Generation?

Die grösste Sorge in Bezug auf meine eigenen Kinder sind für mich momentan tatsächlich die sozialen Medien und alles Schlimme, was dort gerade abgeht. Ich habe Angst, dass sie sich darin verlieren könnten, es wird einem ja auch so einfach gemacht. Dagegen kann ich im Endeffekt auch nicht wirklich was tun. Verbote funktionieren doch nicht. Aber ich glaube, es ist wichtig, geerdete Kinder mit gesundem Selbstwert und kritischem Denkvermögen zu erziehen – und ihnen zu vermitteln, dass sie geliebt werden.

Deine beiden älteren Kinder sind dreizehn und fünfzehn. Finden sie es schon peinlich, dass ihre Mutter Rap macht?

Noch nicht (lacht). Ich bin selbst überrascht, dass das bisher alles akzeptiert wird.

Und wie geht es bei dir weiter?

Ich habe angefangen, Schlagzeug zu spielen. Vielleicht werde ich jetzt Drummerin.

Wirklich?

Vielleicht (lacht). Als Teenie habe ich schon einmal Schlagzeug gespielt, aber damals habe ich nie etwas zu Ende geführt. Ich weiss, dass ich kein grosses Talent für andere Instrumente habe – obwohl ich Musik sehr liebe. Und dann habe ich noch eine andere Idee: Ich würde sehr gern einmal einen Musikfilm machen. Aber das ist noch ziemlich vage.

Das Interview wurde in der Du-Form geführt, da sich in der Rap-Szene nur ungern jemand siezen lässt, erst recht nicht eine Big Zis.

Justiz Ein wenig beleuchtetes Thema ist die Beziehung zwischen Kindern und ihren Eltern, wenn der Vater oder die Mutter in Haft ist. Die Trennung ist einschneidend.

Papa allein zu Haus

In einer Mittagspause erfährt ein Vater, dass seine Lebenspartnerin und Mutter der gemeinsamen Tochter für mehrere Jahre ins Gefängnis muss. Einblick in einen Alltag, in dem bisherige Gewissheiten verlorengegangen sind.

TEXT WOLF PAARMANN ILLUSTRATIONEN MICHAEL FURLER



Neun Jahre Beziehung, aber nicht einmal die leiseste Ahnung davon gehabt, was in Wirklichkeit abgelaufen ist? «Nein», sagt Marco. Der 33-Jährige sitzt an einem Wohnzimmertisch irgendwo in Rendsburg, ganz im Norden Deutschlands. Neben ihm seine neue Partnerin Lisa, deren Name ist geändert. Sie erwartet ein Kind von ihm.

Marco lebte davor neun Jahre mit einer Frau in einer Beziehung, die wir in diesem Text Monika nennen. Auch Marco ist nicht sein richtiger Name. Und Klara, die damals siebenjährige Tochter, heisst in Wirklichkeit ebenfalls anders. Die Anonymität hat ihren Grund, das Thema ist heikel. Nach einer Schätzung des Justizministeriums sind in Schleswig-Holstein rund 800 Kinder von dem Schicksal betroffen, dass Familienmitglieder Haftstrafen verbüssen. Klara ist eines davon.

Während Marco versucht, sich an den Tag der Verhaftung im September 2023 zu erinnern und darüber zu re-

den, wie sich auch sein Leben von einer Minute auf die andere veränderte, taucht Klara immer wieder im Türrahmen auf. Sie freut sich auf die gemeinsame Zeit mit Franziska Brandt, die mit ihr zum Fussballspielen verabredet ist. Brandt ist studierte Sozialpädagogin und arbeitet für das Projekt «Wellenbrechen» der Straffälligenhilfe der Kieler Stadtmission in der Hauptstadt des Bundeslandes Schleswig-Holstein. Die 28-Jährige gehört zu dem Team, das unter anderem Freizeitangebote für Kinder aus Familien anbietet, aus denen ein Mitglied eine Gefängnisstrafe absitzen muss. Das Projekt beinhaltet unter anderem auch einen Kochevent im lokalen Sport- und Begegnungspark, «Move and Cook» heisst er. An solchen Anlässen wird deutlich spürbar, wie die Kinder diese «Pause von zuhause», wie Brandt es nennt, beim Sport, beim Schnippeln von Gemüse und Mixen fruchtiger Softdrinks geniessen.

Wie wird diese Unterstützung von Eltern angenommen, die nicht mehr als Paar erziehen können, weil einer von ihnen im Gefängnis sitzt? «Ich war von der neuen Situation total überfordert und hätte ohne diese Hilfe daraus wahrscheinlich keinen Ausweg gefunden», sagt Marco. Brandt sitzt mit am Tisch und kann sich noch gut daran erinnern, wie sie Monika in dieser turbulenten Zeit erlebte. Nachdem diese erfahren hatte, dass sie eine Haftstrafe anzutreten habe, traf sie sich zum ersten Mal mit der Sozialpädagogin. Völlig aufgelöst sei sie gewesen, sagt Brandt, die Monika dann in ihrer Wohnung besuchte. «Wir mussten sie beruhigen und einen Plan entwickeln, wie es die Tochter erfahren soll.»

Die Erziehung war Sache der Mutter

Monika kommt in diesem Text nicht mit eigenen Schilderungen vor, sie wollte nicht mit dem Journalisten sprechen. Sie sei, so erzählt es Marco, der Geldwäsche, des Betrugs und des Diebstahls in mehreren Fällen überführt worden. Unter anderem habe sie Ferienwohnungen zur Vermietung angeboten, die sie gar nicht besass – und soll vorab eine erste Ratenzahlung eingefordert haben. «Dabei hat sie immer mal wieder auch meine Unterschrift gefälscht und so getan, als würden mir diese Wohnungen gehören», sagt Marco. «Aber ich besitze keine.»

Jahrelang sei diese Betrugsmasche nicht aufgefliegen, weil Monika aus dem Briefkasten der gemeinsamen Wohnung immer rechtzeitig die Post entfernte, die bei ihm zu dem Verdacht hätte führen können, dass nicht jeder Euro legal in die Haushaltskasse floss. Briefe wie die, in denen er beispielsweise zum Zahlen von Unterhalt aufgefordert wurde – Marco und sie waren nicht verheiratet. «Sie hat behauptet, dass ich keinen bezahle und sich dann das Geld als Vorschuss auszahlen lassen», sagt er. Als der Betrug schliesslich aufflog, hatte sich diese Summe auf einen fast fünfstelligen Betrag addiert. Geld, das Marco nicht besass. «Zum Glück wurde mir geglaubt, dass ich nichts Ungesetzliches getan hatte.» Auf einer vierstelligen Stromrechnung, die Monika nicht beglichen haben soll, sei er trotzdem sitzengeblieben. Auch für die Ferienwohnungen, die unter seinem Namen vermietet wurden, stottert er die Raten noch ab, Rückzahlungen an die betrogenen Kund*innen.



«Sie hat viel Geld für sich ausgegeben, aber auch unserer Tochter viel ermöglicht», sagt Marco. Er sei damals beruflich oft unterwegs gewesen und als Fahrer für einen Paketdienst in den neuen Bundesländern auch über längere Zeiträume gar nicht nach Hause gekommen. «Die Erziehung war zu 99 Prozent Thema der Mutter, sie hat unsere Tochter total verwöhnt. Und das war dann, als sie ins Gefängnis kam, für uns beide, Klara und mich, ein grosses Problem.» Eine richtige Beziehung zueinander hatten sie vorher nicht, nun mussten sie miteinander auskommen. Die Partnerschaft sei schon seit einigen Jahren nicht mehr gut gewesen, sagt Marco. «Aber wir haben ja eine Tochter, um die wir uns trotzdem weiter kümmern wollten.» Er wohnt noch in der Wohnung, in der sie einst als Familie gelebt hatten. Fürs Interview treffen wir uns da, wo Lisa lebt, seine neue Partnerin. In unmittelbarer Nähe. Die Wege sind kurz.

Wenn Marco über den Tag X spricht, zögert er nicht. «Ich bin mit der Situation von der ersten Sekunde an offen umgegangen», sagt er. «Ich habe allen Menschen, die mit mir im gleichen Haus wohnen, erzählt, was passiert war. Und ich habe sofort meinen Vermieter angerufen.» Die grösste Unterstützung habe er allerdings von «Wellenbrechen» erfahren. Einem Projekt, von dem er vor der Inhaftierung der Mutter seines Kindes noch nie gehört hatte. «Als sie ins Gefängnis ging, habe ich sofort ihre Wohnung auf den Kopf gestellt. Ich wollte wissen, was sie all die Jahre hinter meinem Rücken getan hatte.» Dabei habe er neben einer ganzen Tasche voll mit eindeutiger Behördenpost auch Prospekte von «Wellenbrechen» gefunden. «Sie muss nach einem Ausweg gesucht und den dann dort gefunden haben.» Mit Marco hatte sie nie über ihre Situation geredet. Ebenso hatten sie nie ernsthaft über Geld gesprochen, auch wenn er in seinem Job nicht eben gut verdiente und sie ganz offensichtlich auch unter Druck stand.

Das Leben neu ordnen

Er habe anfangs gar nichts verstanden, sagt Marco. «Das kam so überraschend. Ich habe mich natürlich gefragt, ob mir das nicht hätte auffallen müssen. Aber wie?» Für seine Tochter und ihn sei es ein völliger Neubeginn gewesen. «Wir sassen beide nur in unseren Zimmern rum. Sie vor dem Fernseher, ich vor der Playstation. Wir konnten anfangs nicht viel miteinander anfangen, das war eine schwere Zeit.»

Kochen, Wäsche waschen, Hilfe bei Hausaufgaben – all dies hatte bis dato Monika übernommen. «Meine Tochter sagt zwar, dass ich die weltbesten Pfannkuchen mache. Aber wenn wir ehrlich sind: Ich konnte damals noch nicht einmal das einfachste Gericht zubereiten.» Nur zwei Monate später, auch daran erinnert sich Marco sehr gut, habe Klara Geburtstag gehabt. «Aber wie organisiert man einen Kindergeburtstag? Davon hatte ich keine Ahnung.» Dass es diese Feier und auch einen festlichen Rahmen an Weihnachten gab, habe er der Sozialpädagogin zu verdanken. «Sie hat auch den Baum aufgestellt.»

Er, der sich bis anhin – irrtümlicherweise – als Geldverdiener für die Familie verstand, musste über Nacht Hausmann werden und sich Unterstützung vom Jobcen-



ter holen, weil er seine Arbeitszeiten einschränken musste. «Es haben sich schnell viele Hürden aufgetan, die ich allein gar nicht hätte nehmen können.» Berge der Verantwortung und Aufgaben, die vorher Monika bewältigt hatte. Mit «Wellenbrechen» vereinbarte er eine Woche nach dem Tag X einen ersten Termin, um Ziele zu vereinbaren. Eine Struktur in dem Chaos aufzubauen. «Es ging erst einmal darum, nicht unterzugehen.»

Marco räumt ein, dass er nicht gut darin war, Hilfe anzunehmen. «Ich bin schnell genervt und benötige immer mal wieder einen Tritt in den Hintern.» Einen kräftigen habe ihm Lisa verpasst, seine neue Partnerin. Ohne sie, so Marco, hätte er niemals die Ausbildung zum Busfahrer begonnen, geschweige denn die Prüfung erfolgreich abgeschlossen. Und einen weiteren Tritt habe er von Brandt bekommen. «Der war nötig, sonst hätte ich mich nicht mehr aufgerafft. Meine Welt ist damals zusammengebrochen.» Die Sozialpädagogin half ihm nicht nur dabei, Ordnung in sein neues Leben zu bringen. Sie erklärte auch der Tochter, was passiert war. Mit Spielfiguren und einer dazugehörigen Polizeistation spielte sie Klara vor, dass ihre Mutter nun für lange in ein Gefängnis gehen müsse.



Lücken in der Beziehungspflege

In der Schweiz wird die Eltern-Kind-Beziehung in der Haft stark vernachlässigt. Die Aufmerksamkeit für das Thema steigt aber wegen der Rüge durch die UNO.

TEXT DIANA FREI

Die UNO-Kinderrechtskonvention verpflichtet ihre Vertragsstaaten, die Beziehungspflege von Kindern zu einem inhaftierten Elternteil zu fördern. 2015 hat der UNO-Kinderrechtsausschuss die Schweiz erstmals aufgefordert, die Situation von Kindern mit einem inhaftierten Elternteil zu untersuchen. Daraufhin liess das Bundesamt für Justiz eine Studie zur Situation von Kindern mit einem inhaftierten Elternteil erarbeiten. Durchgeführt hat sie die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften ZHAW (Institut für Delinquenz und Kriminalprävention / Institut für Kindheit, Jugend und Familie) zusammen mit der Haute école de travail social et de la santé Lausanne (HETSL).

Die Studie von 2022 zeigte, dass die Kontaktmöglichkeiten zwischen Eltern und Kindern je nach Einrichtung und Region sehr unterschiedlich geregelt sind. Zudem sei auffallend, dass viele Hilfsangebote auf Initiativen von einzelnen Schlüsselpersonen in den Einrichtungen oder auf private Gruppierungen zurückgehen. Dabei verfügen die Romandie und das Tessin mit ihren aktiven privaten Vereinigungen über signifikant bessere Angebote als die Deutschschweiz. In der Westschweiz bietet die Stiftung «Relais Enfants Parents Romands» (REPR) flächendeckende Unterstützung für Angehörige von Inhaftierten und deren Kinder an. Im Tessin hat die Anlaufstelle «Pollicino» in der Strafvollzugsanstalt La Stampa für Angehörige und den inhaftierten Elternteil einen Ort zum Austausch geschaffen.

Die Studie leitet zehn Empfehlungen ab. So sollen Kinder unter anderem als Angehörige konsequent mitgedacht werden (von der Verhaftung bis zum Vollzug), und in Anstalten sollten Kinderbeauftragte etabliert werden. Ein konkreter Vorschlag ist auch, Eltern-Kind-Nachmittage und Elternkreise in den Haftanstalten zu schaffen. Die Autor*innen schreiben: «Dies stärkt nicht nur die Bindung des Kinds zu dessen inhaftiertem Elternteil; gemeinsame Besuche ermöglichen auch den Austausch unter betroffenen Kindern und vermitteln, dass andere Kinder in der gleichen Situation sind.» Weiter empfehlen sie die Einrichtung von Familienzimmern: «Um den Familienzusammenhalt aufrechtzuerhalten, sind gemeinsam verbrachte Zeit und Erlebnisse von Bedeutung. Kinder erleben den Ort und die Art und Weise, wie der übliche Besuch in den Besuchsräumen der Vollzugsanstalten stattfindet, meist negativ.» In Vollzugsanstalten, in denen es noch keine Familienzimmer gibt, sollten sie geschaffen werden, steht in der Studie.

Noch heute besucht Klara die Sozialpädagogin regelmässig, um mit ihr Zeit zu verbringen. Und erfuhr hier, beim Spielen mit Emotionskarten, dass sich der Papa wieder verliebt hatte und sie bald eine grosse Schwester werden würde. «Ich habe mich sehr für sie gefreut», sagt Brandt, die mit Klara auch so lange die Mutter in der Haftanstalt in Lübeck besuchte, bis diese in den offenen Vollzug kam.

Anfangs übernahm Marco diese Aufgabe noch, aber er fühlte sich darin schnell unwohl. «Der Raum war nicht geeignet dafür, dass Familien dort eine gute Zeit haben», sagt Marco. «Wir durften noch nicht einmal Spielsachen mitnehmen.» Ausserdem habe er sich bei diesen Treffen, die lediglich einmal im Monat gestattet waren, immer «aussen vor» gefühlt. Mutter und Tochter hätten sich aufeinander gefreut, aber an ihm habe kein sonderlich grosses Interesse bestanden. Klara, mittlerweile im Trikot, setzt dem Gespräch schliesslich ein Ende. Denn es ist Zeit zum Kicken.

Freundlicherweise zur Verfügung gestellt von
HEMPELS/INSP.NGO

Vergessene Opfer

Über 8000 Kinder in der Schweiz haben eine Mutter oder einen Vater im Gefängnis. Die Sozialgeografin Nina Etter hat untersucht, was die räumliche Trennung für die Beziehung heisst.

TEXT **DIANA FREI**

Diverse internationale Studien zeichnen potenziell schwerwiegende Folgen für die Kinder nach, wenn ein Elternteil inhaftiert wird, etwa ein erhöhtes Risiko für psychische Probleme oder eigene Delinquenz. Gleichzeitig gilt die Eltern-Kind-Beziehung als zentrale Ressource im Resozialisierungsprozess des Elternteils. Die Masterarbeit «Counting to counter» der Berner Sozialgeografin Nina Etter aus dem Jahr 2025 präsentiert erstmals in der Schweiz eine quantitative Analyse zu inhaftierten Eltern und ihren Kindern.

Etter hat für ihre Fallstudie Daten aller vier Justizvollzugsanstalten im Kanton Bern gesammelt: JVA Hindelbank, JVA St. Johannsen, JVA Thorberg und JVA Witzwil. Insgesamt sind zum Zeitpunkt der Datenerhebung (August bis Oktober 2025) 523 Kinder und Jugendliche von der Inhaftierung eines Elternteils in einer Berner Justizvollzugsanstalt betroffen, 266 davon sind noch minderjährig. Von 164 Kindern ist die Mutter und von 359 der Vater in Haft. Eine grobe Hochrechnung ergibt auf nationaler Ebene 9100 Kinder, die von der Inhaftierung eines Elternteils betroffen sind. Diese Schätzung liegt im Bereich derjenigen des Netzwerks «Children of Prisoners Europe», das für die Schweiz 8211 betroffene Kinder angibt.

Interessiert uns, wie ihre Situation aussieht, ist zunächst zweierlei zu bedenken: Erstens weise das schweizerische Straf- und Justizsystem klassistische Tendenzen auf, schreibt Etter. Sie stützt sich dabei auf frühere Untersuchungen. So würden systematisch mehr Menschen aus ärmeren Bevölkerungsgruppen inhaftiert. Ein Beispiel dafür sind die Ersatzfreiheitsstrafen – die Umwandlung von Bussen und Geld-

strafen in Gefängnisstrafen, wenn die verurteilte Person nicht zahlen kann.

Zweitens kommt hinzu, dass andere Studien auch strukturellen Rassismus im Justizsystem nachweisen konnten. Die Schweiz inhaftiert im internationalen Vergleich einen aussergewöhnlich hohen Anteil ausländischer Staatsangehöriger. Etwa 70 Prozent aller Personen in Haft haben keinen Schweizer Pass – dies im Vergleich zum europäischen Durchschnitt von 20 Prozent, wie die Datenbank des statistischen Amts der Europäischen Union Eurostat für das Jahr 2023 angibt. Der Hauptteil ausländischer Staatsangehöriger in Schweizer Haft befindet sich im geschlossenen Strafvollzug oder in Untersuchungshaft, während in weniger strengen Vollzugsformen (z.B. gemeinnützige Arbeit oder Electronic Monitoring) die Schweizer*innen überwiegen. In den von Etter untersuchten Justizvollzugsanstalten sind 51 Prozent der inhaftierten Eltern ohne Schweizer Staatsangehörigkeit zu einem strafrechtlichen Landesverweis verurteilt und müssen somit die Schweiz nach Ablauf der Haftstrafe verlassen. Fast die Hälfte von ihnen haben mindestens ein Kind, welches in der Schweiz wohnhaft ist.

Die Verbindung wird gekappt

Schon während der Inhaftierung beschreiben Eltern die Trennung von den Kindern oft als schmerzhaft. «Für mich war nicht unbedingt die Haftstrafe die eigentliche Strafe, sondern das schlechte Gewissen, welches ich meiner Tochter gegenüber habe, das ist die eigentliche Strafe und die trage ich recht lange – lebenslang. Ich hätte mir für sie eine andere Kindheit gewünscht. Die Schuldgefühle werden immer da sein,





weil ich sie um eine unbeschwertere Kindheit betrogen habe», sagte eine ehemals inhaftierte Mutter im Interview mit Etter für deren Bachelorarbeit.

In einem Gefängnis sind es allein schon die räumlichen Relationen, die die Elternrolle stark behindern. Eine Freiheitsstrafe erzeugt auch Opfer auf der Seite, die «draussen» bleibt. Vater oder Mutter sind weggeschlossen an einem Ort, den die Kinder abgesehen von Besuchsräumen nie kennenlernen: Die Verbindung – und damit die Beziehung – wird zu einem wesentlichen Teil gekappt.

Besuche sind unter Haftbedingungen stark formalisiert und strukturiert. Es gibt klare Regeln, Registrierungs- und Anmeldeverfahren sowie fixe Besuchszeiten, -kontingente und -räume, mit beträchtlichen Unterschieden je nach Gefängnis. Vieles läuft auf Antrag hin, oft auch Telefonate. Diese kosten Geld und laufen der Spontaneität gerade von kleineren Kindern zuwider, die im gebuchten Slot vielleicht keine Lust zu telefonieren haben.

Die meisten Besuchsräume sind kaum kindergerecht. Einen Eindruck davon gibt ein Journaleintrag aus einer der Justizvollzugsanstalten: «eP (eingewiesene Person, Anm. d. Red.) erzählt von seinem letzten Kinderbesuch: Der Sohn habe auf dem Fenstersims gespielt, als er von einem Sicherheitsdienstmitarbeitenden darauf hingewiesen worden sei, dass das Kind vom Sims weg müsse oder der Besuch abgebrochen werde.»

Emotionale Besuchssituationen

Die Besuche ihrer Kinder im Gefängnis sind für Eltern eine emotionale Angelegenheit. Besuche werden vorwiegend als positiv er-

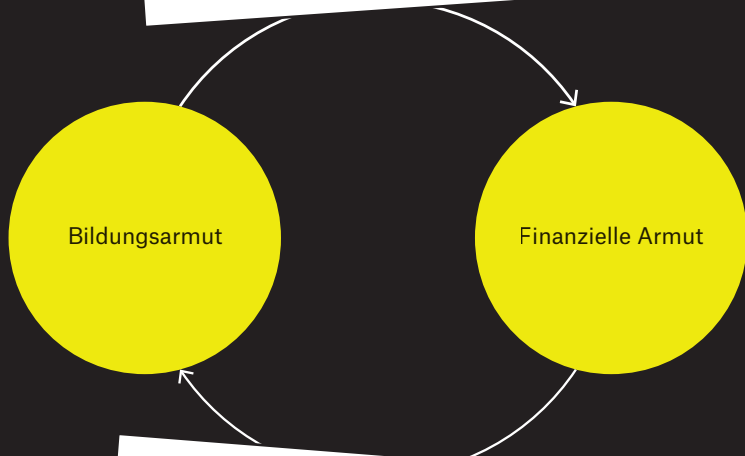
lebt, sie lösen oft Freude und Begeisterung aus, können aber auch überfordern. Beispielsweise wenn Väter bei einem seltenen Wiedersehen nicht wissen, wie sie sich mit ihren Kindern in den sterilen Besuchsräumen beschäftigen sollen.

Bei Problemen mit der Besuchsorganisation kommt es auch zu Enttäuschung, Trauer bis hin zu Wut, Verzweiflung und depressiven Verstimmungen. Ein*e Mitarbeiter*in notierte in einem Journaleintrag: «Via Leitstelle und Betreuung wurde ich gebeten, der eP mitzuteilen, dass der Besuch abgesagt wurde. Die eP stand den Tränen nahe und wurde gleichzeitig wütend. Er reagierte sich ab, indem er für seine Tochter Tiere aus Holz schnitzte.»

Die Angehörigenarbeit und insbesondere die Eltern-Kind-Beziehung während der Haft werde in der Praxis stark vernachlässigt, schreibt Etter. In der Schweiz ist das Ziel des Justizvollzugs laut Strafgesetzbuch die Resozialisierung der inhaftierten Menschen. Dazu gehört auch die Förderung von Beziehungen zur Aussenwelt.

Dieser Text basiert auf Nina Eters Masterarbeit **«Counting to counter – Eine geographische Fallstudie über (die Dokumentation von) Elternschaft in den vier Justizvollzugsanstalten des Kantons Bern»** (2025) und ihrer Bachelorarbeit **«Carceral Geographies of Imprisoned Motherhood: Exploring experiences of and governance towards mothers in the women's prison in Hindelbank, Switzerland»** (2022). Beide Arbeiten sind online beim Geographischen Institut der Universität Bern unter [Über uns/Personen/Nina Etter](#) zu finden. geography.unibe.ch

Bildungsarmut und Armutsrisiko:
Fehlende Bildungsabschlüsse/Kompetenz
erhöhen das Armutsrisiko



Armut und Bildungschancen:
Finanzielle Armut reduziert die Bildungschancen

Rund
10%

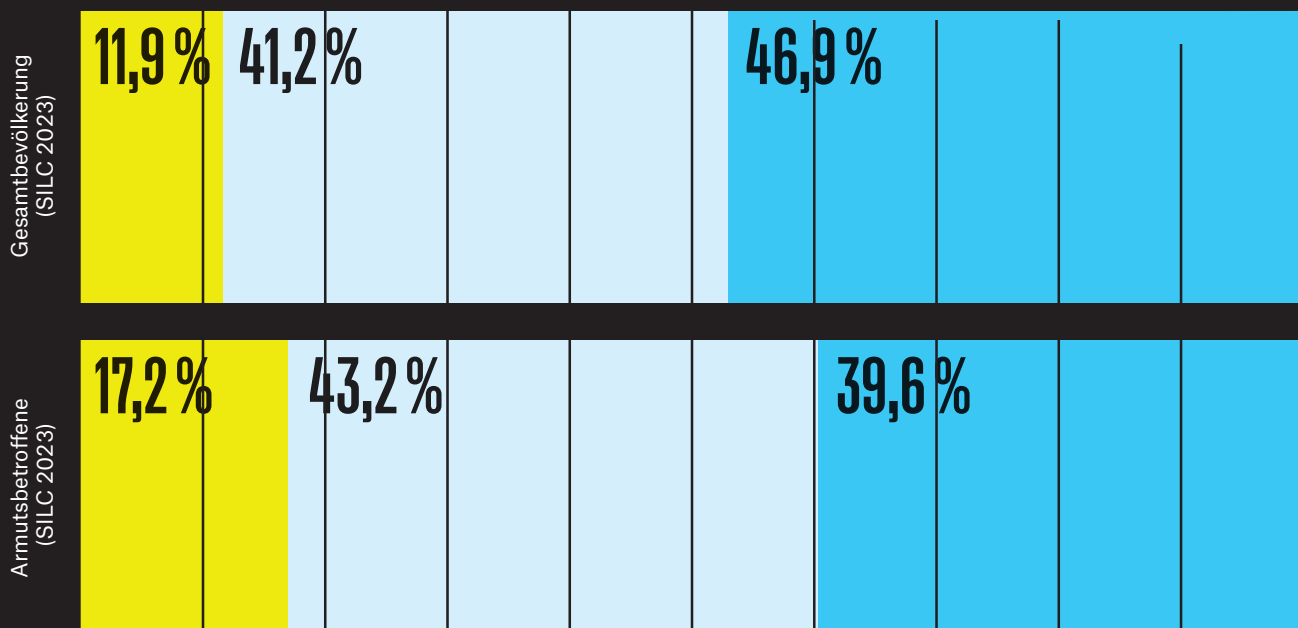
der Schweizer Jugendlichen erreichen bis zum
Alter von 25 Jahren keinen Abschluss
auf Sekundarstufe II (Berufslehre/Gymnasium)

Bildungsabschluss nach Armuts-
und Sozialhilfestatus, 2023

- obligatorische Ausbildung
- Sekundarstufe II
- Tertiärstufe (z.B. Universität, höhere Fachhochschule)

Personen im Alter
von 25 bis 64 Jahren

0% 10% 20% 30% 40% 50% 60% 70% 80% 90% 100%



Bemerkung: Einkommensarmut ohne Berücksichtigung allfälliger Vermögensbestände;
Armutsgrenze gemäss SKOS-Richtlinien (soziales Existenzminimum)

Wer hat, dem wird gegeben

Armutsmonitoring Wer prekär lebt, hat oft weniger Chancen auf Bildung, und wer weniger Bildung hat, rutscht häufiger in die Armut ab. Weswegen die Forderung «Bildung für alle» für Chancengleichheit stehen soll. Aber ist es so einfach? **Teil 2**

TEXT **KLAUS PETRUS**

Es ist ein alter Hut: Zwischen Armut und Bildung gibt es einen engen Zusammenhang – auch in der Schweiz. Wie eng er ist und vor allem wie aktuell, zeigt das Nationale Armutsmonitoring, ein neuer, mehrere hundert Seiten umfassender Bericht vom Bund über die Armut in der Schweiz (siehe Box). So liegt bei Personen im Alter von 25 bis 64 Jahren mit obligatorischem Schulabschluss die Armutsquote bei rund 15 Prozent, bei der Gesamtbevölkerung beträgt sie etwa 6 Prozent – in der Armutsforschung ein Beleg dafür, dass mangelnde Bildung zu Armut führen kann. Auch kann die Herkunft einen Einfluss auf Bildungschancen haben: Im Jahr 2023 erreichten 9,6 Prozent der jungen Erwachsenen in der Schweiz keinen Abschluss auf Sekundarstufe II (Berufslehre/Gymnasium), davon stammt fast die Hälfte aus Haushalten mit einem tiefen Erwerbseinkommen sowie aus Familien mit Sozialhilfebezug. Im Nationalen Armutsmonitoring ist in diesem Zusammenhang von der Gefahr eines «Teufelkreises» die Rede: Armut verringert die Bildungschancen, was wiederum ein erhöhtes Risiko für Armut mit sich bringt.

Komplexe Zusammenhänge

Trotz dieser einleuchtenden Erklärung ist der Zusammenhang von Armut und Bildung im Detail äusserst komplex. So lässt sich aus dem Befund, dass mangelnde Bildung das Armutsrisiko erhöhen kann, nicht einfach schliessen, Bildung sei ein Garant dafür, nicht in Armut zu geraten. Auch dazu eine Zahl: In der Schweiz haben über 40 Prozent aller von Armut betroffenen Personen im Alter zwischen 25 und 64 Jahren einen Abschluss auf Sekundarstufe II und weitere 40 Prozent sogar eine Tertiärbildung (Hochschule/Höhere Berufsschule) (siehe Abb. Seite 18). Die Gründe für Armut sind also offenkundig vielfältig und Bildung ist nur einer unter anderen. Dennoch gilt weitherum das Credo, Bildung sei ein überaus effizientes Instrument, um Armut zu bekämpfen. So steht es auch im Nationalen Armutsmonitoring.

Wieso gerade Bildung? Obschon man Bildung als lebenslangen Prozess begreifen kann – man denke an Weiterbildungen, die von über der Hälfte der Schweizer Bevölkerung in Anspruch genommen werden –, gibt es keinen anderen gesellschaftlichen Bereich, in dem dermassen früh gesellschaftliche Türen geöffnet oder geschlossen werden. Entsprechend naheliegend ist der Anspruch, das Bildungssystem solle präventiv auf soziale Ungleichheit einwirken und für Chancengleichheit sorgen. Dabei heisst Chancengleichheit nicht, dass am Ende alle das Gleiche tun. Vielmehr soll für alle die Chance gleich gross sein, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, um an der Gesellschaft teilzuhaben – und zwar unabhängig von Geschlecht, Alter, Hautfarbe, körperlicher wie psychischer Beeinträchtigung und eben auch: unabhängig von der sozialen Herkunft oder Klasse.

Seines Glückes Schmied

Dass alle dieselben Chancen haben sollen, um sich zu entwickeln, ist ohne Zweifel ein zentrales Anliegen und Versprechen auch der Schweiz. Daneben gibt es noch ein anderes Prinzip, das unsere Gesellschaft dominiert: das Leistungsprinzip. Es gründet auf der Überzeugung, dass jeder Mensch aus eigener Kraft, mit Fleiss und Geschick, «seines Glückes Schmied» werden kann. Die beiden Aspekte – Chance und Leistung – sind aufeinander bezogen und definieren das gesellschaftlich akzeptierte Mass an sozialer Ungleichheit, im Sinne von: Falls alle dieselben Chancen haben, ist es okay, wenn manche aufgrund ihrer Leistung mehr haben als andere. Haben hingegen einige die besseren Chancen als andere und profitieren sie davon, ist das nach dieser Auffassung unfair – und zwar egal, ob sie fleissig sind oder nicht.

Wenn nun gewisse Menschen, wie auch das Nationale Armutsmonitoring dies nahelegt, weniger Chancen auf Bildung haben, weil sie aus armutsbetroffenen oder prekären Verhältnissen stammen, liegt der Gedanke nahe, in ein Bildungssystem zu

investieren, in dem Unterschiede der sozialen Herkunft möglichst keinen Einfluss auf die Chancen haben, welche einem im Leben durch Bildung eröffnet werden.

Aber ist dieser Anspruch realistisch? Am ehesten dürfte er dann überzeugen, wenn man soziale Herkunft vor allem über finanzielle Verhältnisse definiert, wie das in vielen Studien und auch im Nationalen Armutsmonitoring geschieht. Dann könnte man nämlich argumentieren: Ob jemand aus einer Familie mit viel Geld kommt oder nicht, soll für die Bildungschancen nicht ausschlaggebend sein.

Doch wird die soziale Herkunft eines Menschen nicht allein durch ökonomisches Kapital bestimmt. Auch, was der französische Soziologe Pierre Bourdieu das kulturelle Kapital genannt hat, ist relevant: Wissen, Sprache, Beziehungen, Auftreten, Titel, Einfluss und Macht – um bloss die offensichtlichsten Komponenten eines sozialen Milieus zu nennen, in das Menschen hineingeboren werden und das wiederum selbst viel mit Bildung zu tun hat.

Dabei wird dieses kulturelle Kapital häufig sozial vererbt, also von Eltern (oder anderen Bezugspersonen) an die Kinder weitergegeben. Oft passiert das subtil und ausserhalb des eigentlichen Bildungssystems. Zum Beispiel vermitteln Eltern den Kindern bereits im Vorschulalter grundlegende Kompetenzen wie Sprechen und Lesen oder unterstützen sie bei Verständnisproblemen oder Lernschwierigkeiten; auch organisieren sie für ihre Kinder häufig ein anspruchsvolles ausserschulisches Rahmenprogramm, bestehend etwa aus Musikunterricht oder Sport; zudem werden sie schon früh in ein Beziehungsnetz eingebettet, das ihnen später womöglich soziale Vorteile verschafft.

Die Bildung der Eltern prägt also die Bildungschancen der Kinder. Dass es diese Korrelation zwischen hohem kulturellem Kapital bzw. Bildung (der Eltern) und besseren Bildungschancen (der Kinder) tatsächlich gibt – ganz nach dem Matthäus-Effekt «Wer (schon) hat, dem wird (noch mehr) gegeben» –, ist auch für die Schweiz belegt. So hat eine Studie von 2023 gezeigt, dass 70 Prozent der Personen mit Eltern, die eine höhere Ausbildung haben, ebenfalls eine höhere Ausbildung abschliessen.

Umgekehrt zeigen Studien auch: Wer in einem Milieu mit geringem kulturellem Kapital heranwächst, hat es von Beginn weg schwerer. Das Nationale Armutsmonitoring verweist auf eine Untersuchung von 2023 aus dem Kanton Zürich: Kinder aus sozial benachteiligten Familien haben demnach bereits beim Eintritt in die erste Klasse ein signifikant tieferes Kompetenzniveau etwa der Sprache als Kinder aus privilegierten Familien. Für sein Buch «Mythos Bildung» hat der Sozialwissenschaftler Aladin El-Mafaani entsprechende Langzeitstudien für Deutschland untersucht und dabei festgestellt, dass diese Startschwierigkeiten im Verlauf der Schuljahre nicht eingeebnet werden, sondern sich im Gegenteil häufig noch stärker bemerkbar machen. Er kommt daher zum Schluss, dass «die ungleichen Startbedingungen oft schon relativ früh institutionalisiert werden». Was darauf hinweist, dass das Bildungssystem selbst nicht in der Lage ist, diese durch die soziale Herkunft verursachte Ungleichheit zu beseitigen, sondern eher Gefahr läuft, sie zusätzlich zu zementieren.

Bildung als Problem?

Solche Zusammenhänge geraten nur in den Blick, wenn man soziale Herkunft weiter fasst als in Begriffen von Einkommen und Vermögen und auch das kulturelle Kapital eines Milieus miteinbezieht – und damit die Rolle der Bildung als Teil des sozialen Milieus. Wenn nun aber das kulturelle Kapital bzw. die Bildung der Eltern massgeblich für ungleiche Start- und Rahmenbedingungen der Kinder mitverantwortlich ist, so könnte man daraus den Schluss ziehen: Bildung ist nicht so sehr die Lösung für soziale Ungleichheit, sondern eher selbst das Problem – insofern sie diese Ungleichheit nämlich begünstigt. Oder wie Bourdieu es überspitzt formuliert hat: Statt Chancengleichheit zu fördern, reproduziert Bildung bestehende gesellschaftliche Ungleichheiten und Machtverhältnisse.

Interessant ist hierbei, dass es Menschen gibt, die prekär leben – also wenig ökonomisches Kapital haben –, jedoch über ausreichend kulturelles Kapital verfügen. Gemeint sind Kultur- und Kunstschaffende, aber auch immer mehr Personen aus der

ANZEIGE

strauhof

Swetlana Alexijewitsch: Tschornobyl

17/4/26 –
25/5/26

Archiv der unsichtbaren Katastrophe

Unterstützt von:

- Stadt Zürich Kultur
- Kanton Zürich Fachstelle Kultur
- Schweizerischer Nationalfonds

In Kooperation mit:

- Institut für Slavistik und Osteuropastudien (ISOS)
- Universität Zürich

нь.
ець.
ыстае.
рырода.
Flieder.
as wächst.
in Ordnung.
es ist sauber.
ie ganze Natur.

96

sogenannten akademischen Mittelschicht, die etwa Kreativberufe im Bereich Medien, Design, Fotografie oder Grafik ausüben. Die Gründe für ihre zunehmend prekäre Lebenslage sind bekannt: gestiegene Lebenshaltungskosten (wie Mieten und Krankenkassenprämien), aber auch die veränderte Arbeitswelt (z.B. Folgen der Digitalisierung, der Einsatz von KI, erhöhte Anforderungen an Flexibilität oder die Zunahme der Mini-Jobs oder Gig Economy). Sozialpolitisch interessant ist diese Personengruppe, weil sie von Theorien, welche einseitig auf Einkommen fokussieren und daher von der Korrelation «weniger Geld = weniger Bildung» ausgehen, nicht erfasst werden. Vielmehr entsprechen diese Personen dem Muster «weniger Geld, aber viel Bildung»; sie können ihren Kindern also trotz geringem Einkommen bessere Start- oder Rahmenbedingungen geben als Eltern, denen es an beidem mangelt: an ökonomischem wie auch an kulturellem Kapital.

Sich die Startbedingungen bewusst machen

Aus der Tatsache, dass der Grundstein für soziale Ungleichheit bereits in ungünstigen Start- und Rahmenbedingungen gelegt wird, ziehen Sozialwissenschaftler*innen wie Aladin El-Mafaani den Schluss, dass neben zahlreichen anderen bildungspolitischen Massnahmen die frühe Kindheit stärker in den Fokus geraten müsse: «Kinder mit benachteiligter sozialer Herkunft benötigen dringend stärkere Unterstützung», schreibt er in seinem Buch «Mythos Bildung». Die Idee dahinter ist quasi eine rechnerische: Wenn ungleiche Start- und Rahmenbedingungen im Verlauf der Zeit nicht kleiner, sondern eher grösser werden, gilt es diese Ungleichheit schon möglichst früh zu verringern. Auch das Nationale Armutsmonitoring widmet der frühen Kindheit in seinem Bericht entsprechend ein gesondertes Kapitel und nennt als bildungspolitische Massnahmen nebst anderem: frühkindliche Bildung in familienergänzenden Betreuungsangeboten, Hausbesuchsprogramme, Elternbildung, frühe Sprachförderung, sonderpädagogische Angebote sowie Begegnungsorte für Familien.

Man mag einwenden, dass es sich hier bloss um Schlagworte handle. Tatsächlich aber wurden und werden in der Schweiz die entsprechenden Betreuungsangebote in den vergangenen zwanzig Jahren stetig ausgebaut. Dass vermehrt auf die soziale Herkunft geachtet wird und dabei auf die Rolle der Bildung, ist positiv zu sehen. War man vor Jahren noch überzeugt, Bildung habe das Potenzial, Chancengleichheit zu gewährleisten, gelangt man immer mehr zur Einsicht, dass Bildung eben auch für ungleiche Start- und Rahmenbedingungen sorgen und damit die soziale Ungleichheit mitverursachen kann. Auch deswegen ist immer weniger von Chancengleichheit die Rede. Im Zentrum steht vielmehr «Chancengerechtigkeit» und damit die Idee, dass alle Kinder trotz unterschiedlicher Startvoraussetzungen ihr Potenzial entfalten können. In diesem Konzept soll Bildung zumindest dazu beitragen, die durch soziale Herkunft verursachte Ungleichheit zu verringern. Und wenn das gelingt, ist das nicht wenig.

In dieser vierteiligen Serie nehmen wir das Nationale Armutsmonitoring des Bundesrats zum Anlass, um kritisch über aktuelle Entwicklungen der Armut in der Schweiz zu berichten. Teil 1 behandelte die Definition von Armut und was dabei unter den Tisch fällt (erschieden in Surprise 621/26), in Teil 3 geht es um die Rolle der Erwerbsarbeit (Surprise 625/26), in Teil 4 kommen Betroffene zu Wort (Surprise 627/26).

85%

beträgt die Abschlussquote von Personen mit Migrationsgeschichte auf Sekundarstufe II (Berufslehre/Gymnasium). Bei in der Schweiz geborenen Schweizer*innen liegt sie bei 92 Prozent.

Wieso ein Nationales Armutsmonitoring?

Eine im Juni 2020 überwiesene Motion der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur des Ständerates (WBK-S) beauftragte den Bundesrat, ein regelmässiges Monitoring der Armut in der Schweiz einzurichten. Ziel des vom Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Statistik (FS) und weiteren Fachleuten verfassten Berichts ist es, die Armutsentwicklung empirisch zu erfassen und den Forschungsstand systematisch aufzubereiten, um so Bund, Kantonen und Gemeinden Wissen für die Armutsprävention und -bekämpfung zur Verfügung zu stellen. Im ersten Teil des Berichts (2025 erschienen) wurden die Bereiche Finanzielle Verhältnisse, Erwerbsarbeit und Bildung behandelt, für den zweiten Teil (voraussichtlich 2030) werden die Felder Gesundheit, Wohnen und gesellschaftliche Teilhabe aufbereitet. Das Nationale Monitoring kann kostenlos bestellt werden unter: armutsmonitoring.ch KP

70%

der Personen mit Eltern, die eine höhere Bildung haben, schliessen ebenfalls eine Tertiärbildung (Hochschule/Höhere Berufsbildung) ab.

Wie man das Weltbild schrumpfen lässt

Kulturelle Vielfalt Schweizer Kulturprogramme erhalten ab 2029 weniger Geld vom Bund. Welche Folgen das hat, zeigt sich jetzt. Besonders Kultur aus dem globalen Süden ist betroffen.

TEXT ADELINA GASHI

1



2



3

- 1 Culturescapes 2025: Prince Toffa und Akim Prince, Cotonou/Benin
- 2 Eröffnung Belluard 2025 mit Joshua Serafin.
- 3 «Divine Comedy» von Ali Asgari, Iran, läuft demnächst im Kino.

Die globale Ordnung wankt. Die weltweite Zunahme der bewaffneten Konflikte bringt auch die Schweiz zum Handeln: um die Ausgaben für die Landesverteidigung zu erhöhen, hat der Nationalrat Ende 2024 beschlossen, die Mittel für Schweizer Hilfe im Ausland zu kürzen. 321 Millionen Franken will die Schweiz im Bereich der internationalen Entwicklungszusammenarbeit in den nächsten drei Jahren auf diese Weise einsparen. Davon betroffen sind auch Kulturprogramme im globalen Süden. Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) fördert seit 2010 Künstler*innen in Entwicklungsländern. Damit

ist Ende 2028 Schluss: Der Südkulturfonds, den die DEZA jährlich mit 850 000 Franken ausstattete, wird aufgelöst. Insgesamt werden zwölf Kulturpartnerschaften beendet, die DEZA spart zwei Millionen Franken – bei einem Gesamtbudget von über 2,4 Milliarden Franken. Die Kürzung falle zugunsten der Armee aus, so Nationalrät*innen von Mitte bis SVP: die Sicherheit der Bevölkerung müsse an erster Stelle stehen.

«Ich verstehe jeden, der lieber sicher sein will, als ins Theater zu gehen. Aber Kultur und Kunst waren immer wichtig, auch in Krisenzeiten», sagt Rahel Leupin. Sie ist Direktorin von Artlink, der Organi-

sation, die den Südkulturfonds verwaltet und für die Stipendienvergabe an Künstler*innen verantwortlich ist. Allein im Jahr 2025 hat Artlink international 816 Künstler*innen und 119 Schweizer Veranstalter*innen finanziell unterstützt. Artlink vergibt spartenübergreifend Stipendien und bringt Kunstschaaffende aus Afrika, Lateinamerika, Asien und Osteuropa auf die Schweizer Bühnen und Leinwände. Das Kino Kosova Filmfestival in Bern und Zürich, Afro-Pfingsten in Winterthur, das Belluard Bollwerk Kunstfestival in Fribourg und viele weitere Schweizer Veranstaltungen profitierten bisher vom Fonds.

«Nun wird der Südkulturfonds von hundert auf null heruntergefahren», sagt Rahel Leupin. Artlink trifft die Streichung der DEZA-Gelder hart: «Der Südkulturfonds ist und war für uns identitätsstiftend. Der Beitrag an den Verein selbst war zudem existenzsichernd.» Was das konkret für die Organisation bedeutet, sei jedoch noch unklar. Leupin und ihr Team sind zurzeit in Gesprächen mit alternativen Geldgeber*innen. «Ob es den Südkulturfonds so in Zukunft noch geben wird, können wir so noch nicht sagen.» Bereits heute ist allerdings klar: Der Schweizer Kulturplatz wird weniger vielfältig sein, wenn das Geld fehlt. Das politische Bekenntnis, hierzulande eine globale kulturelle Vielfalt abzubilden, bröckelt, internationale Beziehungen erleben einen Bedeutungsverlust. Ein Symptom der verschärften geopolitischen Lage.

Zum Fokuswechsel gezwungen

«Ich fürchte, wir werden in den nächsten Jahren eine Abwendung vom globalen Süden beobachten», sagt Jurriaan Cooman. Er leitet das Culturescapes Festival in Basel. Die Organisation bringt seit über zwanzig Jahren Musiker*innen, Filmschaffende, Tänzer*innen und Autor*innen aus aller Welt in die Schweiz. Für die letzten beiden Ausgaben in den Jahren 2023 und 2025 lag der regionale Fokus auf der Sahara, 196 Kunstschaffende performten.

Culturescapes versteht sich auch als Akteurin mit integrativem Auftrag. Es ist eines der wenigen Kunstfestivals, das seinen geografischen Fokus in den letzten Jahren mehrheitlich auf den globalen Süden gelegt hat. Es schafft Bühnen für Künstler*innen aus Regionen, die ansonsten kaum Sichtbarkeit im Schweizer Kulturangebot finden. Die kulturelle Vermittlung steht im Vordergrund, dem Schweizer Publikum wird Kunst präsentiert aus Ländern und in Sprachen, mit denen sie sonst vielleicht wenig Berührungspunkte haben. Jurriaan Cooman ist überzeugt: Für gesellschaftlichen Zusammenhalt braucht es kulturellen Austausch.

Das Festival erhält jährlich 300 000 Franken von der DEZA, das sind satte zwanzig Prozent des Budgets, die künftig wegfallen. Die Streichung der Gelder hat direkte Folgen für das Festival. Für die Ausgabe im Jahr 2027 hätte der Fokus auf Südindien und die Himalaya-Region liegen sollen, doch nun wird umgeplant. «Wir haben beschlossen, uns stattdessen der Arktis zu widmen.» Aus finanziellen Gründen,

wie Cooman erklärt: Dass die skandinavischen Länder dabei sind, ist hilfreich. Sie hätten nun mal die nötigen Mittel, ihre Künstler*innen und damit auch sein Festival zu unterstützen – im Gegensatz zu vielen Entwicklungsländern, wo das Kulturbudget klein sei.

«Dieser Entscheid schmerzt. Doch es bleibt uns im Moment keine andere Wahl. 300 000 Franken sind viel für uns, das kriegt man nicht so schnell ersetzt», sagt Cooman. Von dem Entscheid haben er und sein Team vor etwa zwei Jahren erfahren, via Zoom. So wie alle anderen strategischen Partner*innen. Es waren zum Teil dreissigjährige Kooperationen, die quasi mit einem Videocall beendet wurden. «Ich bin enttäuscht darüber, dass man bereit ist, etwas aufzugeben, das so essenziell war. Man hat Künstler*innen aus dem Süden eine Chance genommen.» Kunstschaffende aus ärmeren Ländern finden mittels finanzieller Unterstützung der Schweiz international Aufmerksamkeit: Denn bezahlt werden mit den Geldern sowohl Visa und Reisekosten als auch Zugang zu künstlerischer Infrastruktur und Ausbildung und Angebote zur internationalen Vernetzung. Das Schweizer Publikum verliert indes den Zugang zur Südkultur, die sie über Steuergelder mitfinanziert haben. Was wegfällt, sind Austausch, Horizonsweiterung, Inspiration. Die Weltwahrnehmung wird enger.

Diese Form der jahrzehntelangen Kulturförderung fügte sich bisher in die humanitäre Tradition der Schweiz ein. Diese erleide derzeit auch mit diesen Kürzungen einen Imageschaden, kritisieren linke Parteien wie die SP, die sich damals im Nationalrat gegen den Budgetvorschlag stellten. Es geht um mehr als ums Geld, um mehr als Kulturförderung. Sondern um die Haltung der Schweiz bei der Frage, wen man auf der Weltkarte sichtbar halten will und wen nicht.

Kultur in Zeiten des Autoritarismus

«Es war ein populistischer Entscheid», sagt Stefanie Rusterholz, Co-Leiterin des Filmverleihs Trigon-Film. Auch sie seien von den Kürzungen betroffen, in ihrer Kasse fehlen in Zukunft 300 000 Franken im Jahr, das sind 12 Prozent des Budgets. «Wir haben in den letzten Jahren viele unabhängige Filmschaffende aus dem Iran unterstützt», erzählt Rusterholz. Für sie war die Streichung verheerend: «Als wir ihnen mitteilen mussten, dass wir künftig wohl keine Mittel mehr haben werden, um sie weiter-

hin zu fördern, brachen sie in Tränen aus. Das iranische Regime geht rigoros gegen Filmschaffende vor, die sich kritisch äussern. Ohne Geld aus der Schweiz verstummen solche Stimmen.»

Trigon-Film förderte gemäss Auftrag bisher das Filmschaffen in den Schwerpunktländern der Deza. Das sind mehrheitlich Länder, in denen es keine nationale Filmförderung gibt. Prominentes Beispiel ist der Oscar-nominierte Film «The Monk and the Gun» des bhutanischen Regisseurs Pawo Choyning Dorji. Der Film wurde mit 40 000 Franken vom Schweizer Filmproduktionsfonds Visions Sud Est mitfinanziert. Ein Betrag, der sich auch in Kinotickets inzwischen vielfach ausbezahlt habe, sagt Rusterholz. Regisseur Dorji ist inzwischen international bekannt und etabliert, seine Karriere ins Rollen gebracht haben DEZA-Gelder.

Trigon-Film wolle an seinem regionalen Schwerpunkt festhalten, sagt Rusterholz: «Wir ändern unsere Marke nicht und bringen plötzlich Hollywoodfilme.» Jedoch droht ihr Programm zu schrumpfen, sollte der Filmverleih keine alternativen Geldquellen finden. Aktuell zeigt der Verleih zwölf bis fünfzehn Filme pro Jahr. Wie viele es in Zukunft sein werden, sei noch unklar. «Wir werden uns aber fragen müssen, welche Filme wir noch unterstützen können. Haben wir zum Beispiel die Wahl zwischen einem guten Film aus Somalia und einem aus Argentinien, entscheiden wir uns im Zweifelsfall vielleicht für Argentinien. Und zwar schlicht deshalb, weil Argentinien ein beliebtes Reiseziel ist und im Kino wohl ein grösseres Potenzial hätte. Wir müssten Filme nehmen, die kommerzieller wären.»

Die Diversität des Programms leide zwangsläufig. Das Angebot für Schweizer Kinogänger*innen werde einheitlicher und kleiner – und das, obwohl Filme aus westlichen Staaten ohnehin schon die Branche dominieren. Filme aus dem globalen Süden machen gerade einmal zwei Prozent des Schweizer Marktes aus.

Diversität sei wichtig, betont Rusterholz, nicht nur für das Kulturangebot, sondern auch für die Demokratie. Kunst sei schon immer eine fundamentale gesellschaftliche Vermittlerin gewesen, eine Möglichkeit, Brücken zu bauen und ein vielfältiges Miteinander zu fördern. Gerade in Zeiten des erstarkten Autoritarismus. Diese Brücken baue man nun ab, sagt Stefanie Rusterholz. «Das beunruhigt mich.»



Belastetes Familienerbe

Kino Der Spielfilm «Romería» erzählt von Marina, deren Eltern früh an Aids verstarben. Als junge Erwachsene sucht sie die Familie ihres Vaters und wird mit offenen Armen, aber auch mit Schweigen empfangen.

TEXT **MONIKA BETTSCHEN**

«Aus diesem Stoff hat deine Oma deinem Vater nach dem Militär ein Hemd genäht. Ich habe dir daraus ein Kleid genäht», sagt Olalla zu ihrer Nichte Marina, während sie die junge Frau ein rotes Sommerkleid anprobieren lässt. «Du hast die gleiche Figur wie deine Mutter», fährt sie fort und weist Marina an, stillzuhalten, damit sie nicht von einer Nadel gestochen wird. Eine harmlose Warnung. Doch wenig später wird Marina von ihren Cousinen und Cousins gefragt, ob sie krank sei, denn die Mutter habe ihnen gesagt, sie sollen Marinas Blut nicht anfassen.

Das rote Kleid verknüpft in seinem zarten Gewebe eine Familiengeschichte mit der Aids-Epidemie, die Spanien während der 1980er-Jahre besonders hart traf. Nach dem Ende der Franco-Diktatur lebte sich die junge Generation aus und experimentierte mit Drogen. So auch Marinas Eltern im spanischen Spielfilm «Romería». Sie sind an den Folgen von Krankheit und Sucht gestorben. Als Kleinkind adoptiert, muss Marina nun die Familie ihres Vaters aufsuchen, da sie nur mit deren offizieller Zustimmung ein Stipendium bekommen kann. Erwartungsvoll, aber auch nervös reist die Filmstudentin (facettenreich gespielt von Lúcia García) in die galicische Küstenstadt Vigo und hält ihre Eindrücke mit einer Handkamera fest. Im Gepäck ist auch das Tagebuch ihrer Mutter.

«Romería» spielt im Jahr 2004. Indem Marina ihre Cousins und Cousinen, Onkel, Tanten und Grosseltern kennenlernt, gibt die Filmhandlung Einblicke in die spanische Gesellschaft, im Besonderen in die Generation nach dem Ende der Diktatur. Der

spanische Titel «Romería» bedeutet Pilgerfahrt, was bereits den poetisch-suchenden Erzählstil des Films anklingen lässt. Tagebucheinträge spielen dabei eine zentrale Rolle. Sie basieren auf Briefen, die die eigene Mutter der katalanischen Regisseurin Carla Simón an ihren Freundeskreis geschrieben hat: Wie ihre Protagonistin Marina hat auch Simón selber als Kind ihre Eltern an Aids verloren und wurde adoptiert. «Romería» bildet den Abschluss einer Trilogie, die von den eigenen Erfahrungen geprägt ist: Sowohl «Fridas Sommer» aus dem Jahr 2017 als auch «Alcarràs», für den Simón an der Berlinale 2022 den Goldenen Bären erhielt, sind inspiriert von ihrer Familiengeschichte.

Frieden schliessen mit dem, was war

Im Film versucht Marina, die Liebesgeschichte ihrer Eltern zu verstehen. Erst nach und nach kommt sie ihr näher, denn oft verstricken sich die Verwandten in Widersprüche, wenn sie ihnen Fragen stellt. Noch immer schmerzen Trauer und Scham. Auch sind bis in die Gegenwart Aids und Sucht Themen geblieben, die man lieber verdrängt: «Alle starben durch die Hintertür», sagt ein Onkel auf Marinas Frage über die Vergangenheit.

Besonders die Grosseltern können bei einer Familienzusammenkunft ihre gemischten Gefühle gegenüber der Enkelin kaum verbergen. Als die Grossmutter, eine gepflegte und um Haltung bemühte Frau, den Raum betritt, treffen ihre Blicke aufeinander. Einen Atemzug lang bleibt die Grossmutter stehen, bevor sie ihre



Die Geschichte habe einen autobiografischen Ausgangspunkt und knüpfte an ihre Erfahrungen an, sei aber dennoch fiktional, sagt die Regisseurin.



Schultern strafft und sich abwendet. Verunsichert und etwas verloren hält sich Marina abseits und beobachtet die Verwandten wie durch eine gläserne Wand. Im Treppenhaus betrachtet sie alte Fotos und trifft im Badezimmer auf zwei ihrer Cousins, die heimlich rauchen. Die beiden Jungs begegnen ihr im Gegensatz zu den Älteren erfrischend offen und unverkrampft. Erst mit ihnen erlebt sie zum ersten Mal seit ihrer Ankunft einen Moment natürlicher Zugehörigkeit.

Doch bis zur Anerkennung als Familienmitglied ist es noch ein langer Weg. Das Tagebuch ihrer Mutter verschafft Marina Halt und Orientierung – ebenso dem Filmpublikum: Die Einträge geben einen ruhigen, fast schon kontemplativen Rhythmus vor. Marina begibt sich damit auf eigene Faust auf Spurensuche, losgelöst von den widersprüchlichen Erzählungen einiger Familienmitglieder.

Und eine Traumsequenz schliesst weitere Lücken in ihrer Biografie. Dadurch erhalte Marina die Möglichkeit, ihre eigene Geschichte zu gestalten, «aus ihrer Imagination heraus», sagt Simón über diese besondere Sequenz. «Das ist, glaube ich, eine sehr kraftvolle und gangbare Möglichkeit, um der Wahrheit dessen näher zu kommen, was man erlebt hat.» Die Umsetzung zeigt, dass die Fantasie eine lebensverändernde Energie freisetzen kann – wenn man sich auf sie einlässt.

«**Romería**», Regie: Carla Simón, ESP/D 2025, 114 Min, mit Llúcia Garcia, Mitch, Tristán Ulloa u.a. Lläuft ab 16. April im Kino.

Vom Drinnen und Draussen

Filmfestival Im renommierten Dokumentarfilmfestival «Visions du Réel» in Nyon werden die Ränder der Gesellschaft thematisiert.

Laura Poitras kommt. Kelly Reichardt kommt. Und auch Sergei Loznitsa kommt. Poitras ist eine der prägendsten Figuren des politischen Films. Sie wurde dem breiten Publikum vor allem durch den Dokumentarfilm «Citizenfour» über den US-amerikanischen Whistleblower Edward Snowden bekannt.

Kelly Reichardt («First Cow») ist zwar im Spielfilm zuhause, interessiert sich aber auf eine Art und Weise für das Alltägliche – in Gesten, Orten und zwischenmenschlichen Beziehungen –, dass sie als Beobachterin der Realität auch zu einem Dokumentarfilmfestival passt. Zumal «Visions du Réel» die Grenzen zwischen Dokumentarischem und Fiktion bewusst durchlässig hält.

Der ukrainische Regisseur Sergei Loznitsa erkundet in Spiel- sowie Dokumentarfilmen Umbrüche in der post-sowjetischen Geschichte und erforscht Erinnerungsprozesse. In «Donbass» etwa, dessen Drehbuch auf Amateurvideos von YouTube basiert, schilderte der Filmemacher 2018 die Kämpfe zwischen pro-russischen Separatisten und Ukrainern im Donbass.

Im diesjährigen internationalen Langfilm-Wettbewerb des Festivals stellen mehrere Arbeiten Menschen an den Rändern der Gesellschaft ins Zentrum. So kämpft der Protagonist im nordirischen Sozialdrama «Magilligan» von Ross McClean hinter Gefängnismauern mit sich selbst und gegen die vermeintliche Vorbestimmung seines Lebens. Den Gefängnisraum macht die Schweizer Regisseurin Elsa Amiel in ihrem Dokumentarfilm «Dentro» zur paradoxen Erfahrung von Freiheit: Sie folgt dem Theaterregisseur Armando Punzo, der in Volterra, Toskana, seit 1988 mit Männern in Langzeithaft Stücke inszeniert.

Die Frage, wie soziale Abschottung Menschen in die Unsichtbarkeit führen kann, steckt in einer ganzen Reihe unterschiedlichster Werke. Auch Emma Boccanfuso hinterfragt in ihrem kammerenspielähnlichen Film «Saudades Eternas» die Beziehung zwischen einem Drinnen und einem Draussen: In einem Backsteinhaus inmitten einer Favela in Rio de Janeiro lebt Sueli. Als Matriarchin einer lautstarken Grossfamilie wacht sie über ihre Kinder und Enkelkinder, schimpft und tröstet – unbeeindruckt von der extremen Gewalt um sie herum, den Schüssen, die den Rhythmus ihres Alltags bestimmen. Es sterben Menschen, Kinder werden erwachsen, das Haus verändert sich im Zuge endloser Bauarbeiten. Doch Sueli bleibt.

Auch «Visions du Réel» ist übrigens betroffen von den Kürzungen der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), siehe S. 22.

DIF

«Visions du Réel», Festival international de cinéma Nyon, Fr, 17. bis So, 26. Apr., Nyon VD. visionsdureel.ch

St. Gallen

«**Delcy Morelos: Las formas de la sombra**», Ausstellung, bis So, 12. Juli, Mo bis Sa, 13 bis 20 Uhr, So 11 bis 18 Uhr, freier Eintritt, LOK by Kunstmuseum St. Gallen, Grünbergstrasse 7. kunstmuseumsg.ch



Im Zentrum der Ausstellung entfaltet sich ein weitläufiges Feld aus Erdhügeln und bemalten Holzplatten: gestapelt, geschichtet, lose gehäuft – wie Ackerland, Topografie oder archäologische Spuren. Wände und Säulen sind mit Erdschichten überzogen; schmale Wege führen durch eine verdichtete Atmosphäre, in der Naturverbundenheit, indigene Spiritualität und koloniales Erbe ineinandergreifen. Eine raumgreifende, vergängliche Installation aus rezyklierte Erde, gebrauchtem Holz und Duftessenz. Delcy Morelos' Praxis ist radikal auf Material, Raum und Präsenz fokussiert. Ihr Blick auf die Welt ist durch die Andenregion geprägt – im Dialog mit Minimal Art und Konzeptkunst entwickelt sie daraus eine eigenständige Sprache zwischen Zeichnung, Malerei, Skulptur und Installation. Naturmaterialien sind dabei Träger von Zeit, Prozess und Vergänglichkeit. Morelos, geboren 1967 in Tierralta, Kolumbien, verwandelt die Lokremise in einen Ort, den man mit allen Sinnen erleben kann. **DIF**

Bern

«**Poetics Of Deconstruction**», Ausstellung, Fr, 24. Apr. bis Sa, 15. Aug., Di bis Fr, 10 bis 19 Uhr, Sa 10 bis 17 Uhr, So 11 bis 17 Uhr, Kornhausforum, Kornhausplatz 18. kornhausforum.ch

Das Kornhausforum zeigt Werke, die sich mit Marginalisierung, Stigmatisierung und systemischer Unterdrückung auseinandersetzen. Das gewaltvolle Unsichtbarmachen der kurdischen Bevölkerung ist Teil von Jıyan Céline Schmidigers Arbeit «I Kiss You Today For Tomorrow». Die Künstlerin nedia boutouchent befasst sich in «Our Gaze Is Not Yours To Claim» mit der exotisierenden und sexualisierenden Stereotypisierung von nicht-*weisen* Körpern durch die Fotografie. Sie führt dabei persönliche Erinnerungen mit kolonialen Postkarten aus Algerien zusammen, ihre multimediale Installation ist eine Auseinandersetzung mit dem im-

perialen, männlichen Blick. Das Ausstellungsformat «New Perspectives – Camera Arts goes Kornhausforum» ist eine Kooperation zwischen dem Kornhausforum Bern und dem Bachelor-Studiengang «Camera Arts» der Hochschule Luzern – Design Film Kunst. **DIF**



Bern

«**Aprillen**», Literaturfestival, Mi, 22. bis Sa, 25. Apr., Schlachthaus Theater Bern, Rathausgasse 20/22. april.ch

Aprillen ist ein Lesefest, das Fragen an der Schnittstelle von Politik und Gesellschaft stellt. Am Eröffnungsabend performt Natascha Gangl, Gewinnerin des Ingeborg-Bachmann-Preises 2025, im Duo mit der österreichischen Jazzmusikerin Judith Schwarz ein Sprach-Sound-Stück. Die Reihe «Geschichte erzählen» nimmt sich gesellschaftspolitisch drängender Themen an. In diesem Jahr setzt Aprillen auf die Kraft von Wissenschaftlichkeit und Poesie, um populistischer Geschichtsklitterung etwas entgegenzusetzen. Drei Historiker*innen loten mit jeweils einer Autorin ihrer Wahl aus, wie das Erzählen von



Geschichte (und Geschichten) zum Verständnis von Gegenwart beitragen kann. Mit Jakob Tanner und Annette Hug, Botakoz Kassymbekova und Olga Grjasnowa sowie Fabienne Amlinger und Anne Weber. Weitere Autor*innen-Künstler*innen-Kombos treten täglich in den «Kombinationen» und in den «Lyrikdialogen» auf. **DIF**

Biel/ Bienne

«**Audible Perspectives**», Akustikfestival, Sa/So, 18./19. Apr., Do, 16. Apr., Voreröffnung, verschiedene Veranstaltungsorte: Lokal-int, Le Singe, La Voirie, Alte Krone. audibleperspectives.ch

Das Festival «Audible Perspectives» vermittelt Wissen über Klanglandschaften und schafft Räume für gemeinsames Zuhören. Im Programm gibt's Klangspaziergänge, Hörsitzungen, Konzerte und Vorträge. Expert*innen aus den Bereichen Kunst, Wissenschaft und Bildung werden ein Wochen-

ende lang Biel bereichern und be-lauschen. Ziel des Festivals ist es, das Bewusstsein für die akustischen Dimensionen unserer Umwelt zu stärken. So führt zum Beispiel Beat Hohmann von der ETH Zürich einen Klangspaziergang auf der Île de la Suze / Schüssinsel durch. Hohmann war bei der Suva unter anderem im Bereich der Prävention von Hörschäden tätig. Heute engagiert er sich für die Verbesserung der akustischen Qualität öffentlicher Aussenräume und dokumentiert deren Klanglandschaften mithilfe von 3D-Audioaufnahmen in Mehrkanal- und binauralen Techniken. Gesamtes Programm und Spielorte siehe online. **DIF**

Dornach

«**Zum Beispiel Wölfe**», Theater, Do/Fr, 23./24. Apr., je 19.30 Uhr, Neues Theater Dornach, Bahnhofstrasse 32. neuestheater.ch

Seit wann fühlt sich der Mensch nicht mehr als Teil der Natur? Kam es mit dem Feuer, mit der Sprache, mit der Kunst? Wann haben wir angefangen, uns über andere Wesen zu erheben, uns die Natur unterzuordnen – und könnten wir zurück? Die Zürcher Autorin Julia



Weber hat gemeinsam mit den Theatermacher*innen Mona Petri und Nils Torpus eine theatrale Recherche zum Verhältnis Mensch und Natur unternommen. Der im Probenprozess entstandene Text «Zum Beispiel Wölfe» versucht mittels sprachlicher Präzision ein urmenschliches Unbehagen einzufangen – und bildet die Grundlage für einen wilden Theaterabend. **DIF**



Randnotizen

Orte der Zumutung

Man teilt den öffentlichen Raum mit Menschen, die man sich nicht ausgesucht hat. Mit Lauten und Leisen, mit Eiligen und Verlorenen, mit Menschen, deren Leben gerade gut funktioniert – und mit solchen, deren Leben verrutscht ist. Städte sind keine Systeme. Sie sind Lebensräume und damit zwangsläufig widersprüchlich.

In der Rheingasse klirren beim Apéro die Gläser, Gespräche über das Leben und alles, was einen Tag lang wichtig war. Tourist*innen ziehen durch die Strassen. Die Buvetten verbreiten im Sommer Riviera-Stimmung – während ein paar Meter weiter jemand die Rheindusche benutzt, weil es der einzige Ort ist, um sich waschen zu können. An der Peripherie der Stadt liegen die Kontakt- und Anlaufstellen – Orte, an denen suchtbetroffene Menschen geschützt konsumieren und zur Ruhe kommen können. Doch in den letzten Sommern gab es Unruhe. Auf dem Matthäusplatz wurde offen konsumiert. Die hohen Temperaturen trieben alle nach draussen. Viele leben in prekären Unterkünften, in denen man es im Sommer kaum aushält.

Der Ärger darüber ist verständlich. Die Frage ist nicht, ob diese Menschen Teil der Stadt sind, sondern wie wir mit ihnen umgehen. Der Schriftsteller Axel Hacke schreibt, dass wir allen Arten von Menschen etwas schulden. Nicht nur denen, die wir sympathisch finden, sondern auch den Fremden, den Lauten, den Unangenehmen. Was wir ihnen schulden, ist nichts Grosses. Kein moralischer Heroismus. Sondern Anstand. Respekt. Aufmerksamkeit. Die Bereitschaft, einen Menschen nicht sofort auf das zu reduzieren, was gerade stört.

Gerade in unsicheren Zeiten wächst das Bedürfnis nach Ordnung. Wenn die Welt unübersichtlich wirkt, versuchen viele Menschen, sich kleinere sichere Räume zu schaffen: die eigene Wohnung, das eigene Leben, die eigene Ordnung. Das Problem ist nur, dass die Wirklichkeit draussen bleibt. Dort gibt es Armut, Wohnungslosigkeit und Sucht. Menschen mit Brüchen in

ihrer Biografie. Wenn diese Realität vor der eigenen Haustür sichtbar wird, fühlt sie sich schnell wie eine Zumutung an. Vielleicht ist sie das auch. Aber Städte sind genau das: Orte der gegenseitigen Zumutung.

Interessant dabei ist, dass die Schweiz international weiterhin als Referenz im Umgang mit offenen Drogenszenen gilt, weil sie seit den 1990er-Jahren mit der Vier-Säulen-Politik ein Modell verfolgt, in dem Sozial- und Sicherheitspolitik strukturell zusammengedacht werden. Konsumräume, Substitution und aufsuchende Sozialarbeit werden politisch nicht als Gegensatz zur öffentlichen Ordnung verstanden, sondern als Voraussetzung dafür, offene Szenen überhaupt reduzieren zu können.

Natürlich heisst das nicht, dass alles einfach hingenommen werden muss. Zusammenleben bedeutet auch, einander anzusprechen. Wenn etwas stört oder laut wird, darf man sagen, was Sache ist – ohne den Menschen dahinter abzuwerten. Ein kleiner Akt von Zivilcourage. Gleichzeitig ist verständlich, dass viele zögern. Niemand möchte beschimpft oder gar angegriffen werden. Diese Unsicherheit gehört leider auch zum Zusammenleben im öffentlichen Raum.

Vielleicht haben wir die direkte Ansprache etwas verlernt. Wir beschweren uns lieber im Freundeskreis oder in Kommentarspalten, als eine Situation dort zu klären, wo sie entsteht.

Eine Stadt lebt davon, dass Menschen sich zeigen. Sich einmischen. Nicht wegschauen. Denn Zusammenleben beginnt damit, einander wahrzunehmen. Dahinter steht eine Haltung, die sich nicht dann zeigt, wenn alles glatt läuft. Sondern darin, wie wir mit den Menschen umgehen, die vermeintlich im Weg stehen.



ADRIANA RUŽEK ist Gassenarbeiterin in Basel und glaubt, dass radikale Freundlichkeit eine unterschätzte Form von Zivilcourage ist.

AB 500.- SIND
SIE DABEI!

Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen dabei auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

Die Spielregeln: 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

01	movaplan GmbH, Baden
02	Kaiser Software GmbH, Bern
03	Jocher Projekte GmbH, Rheinfelden
04	appius GmbH, Interims-Management
05	Gemeinnützige Frauen Aarau
06	Breite-Apotheke, Basel
07	Broki Sidewäg, Bern
08	Maya Recordings, Oberstammheim
09	AnyWeb AG, Zürich
10	Beat Vogel - Fundraising-Datenbanken, Zürich
11	Praxis Carry Widmer, Wettingen
12	hoopsforyu, jewelry
13	Zibsec Sicherheitsdienst, Zürich
14	Wuillemin Beratung, wuillemin-beratung.ch
15	Allrounder-GMVL Tom Koch, Bern
16	unterwegs GmbH, Aarau
17	Blumen & Kohl GmbH, Zehendermätteli
18	Praxis Dietke Becker, Männedorf
19	Boner Elektrohaus AG, Basel
20	Büro Dudler, Raum- und Verkehrsplanung, Biel
21	Infopower GmbH, Zürich
22	FF Finanzberatung Flückiger, Baar
23	Fäh & Stalder GmbH, Muttenz
24	RTB GmbH, nobullshit-websites, rtp.ch
25	Deragisch Consulting GmbH

Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter Namenseintrag (max. 40 Zeichen inkl. Leerzeichen).

Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Clara Fasse

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

GEMEINSAM SCHAFFEN WIR CHANCEN

Nicht alle haben die gleichen Chancen auf dem ersten Arbeitsmarkt. Aus diesem Grund bietet Surprise individuell ausgestaltete Teilzeitstellen in Basel, Bern und Zürich an – sogenannte Chancenarbeitsplätze.

Aktuell beschäftigt Surprise acht Menschen mit erschwertem Zugang zum Arbeitsmarkt in einem Chancenarbeitsplatz. Dabei entwickeln sie ihre persönlichen und sozialen Ressourcen weiter und erproben neue berufliche Fähigkeiten. Von unseren Sozialarbeiter*innen werden sie stets eng begleitet. So erarbeiteten sich die Chancenarbeitsplatz-Mitarbeiter*innen neue Perspektiven und eine stabile Lebensgrundlage.

Einer von ihnen ist Negussie Weldai

«In meinem Alter und mit meiner Fluchtgeschichte habe ich schlechte Chancen auf dem 1. Arbeitsmarkt. Darum bin ich froh, bei Surprise eine Festanstellung gefunden zu haben. Hier verantworte ich etwa die Heftausgabe oder übernehme diverse Übersetzungsarbeiten. Mit dieser Anstellung ging ein grosser Wunsch in Erfüllung: Meinen Lebensunterhalt wieder selbst und ohne fremde Hilfe verdienen zu können.»



Schaffen Sie echte Chancen und unterstützen Sie das unabhängige Förderprogramm «Chancenarbeitsplatz» mit einer Spende.

Mit einer Spende von 5000 Franken stellen Sie die Sozial- und Fachbegleitung einer Person für ein Jahr lang sicher.

Unterstützungsmöglichkeiten:

1 Jahr CHF 5000.-

1/2 Jahr CHF 2500.-

1/4 Jahr CHF 1250.-

1 Monat CHF 420.-

Oder mit einem Betrag Ihrer Wahl.

Spendenkonto:

Surprise, 4051 Basel

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Vermerk: Chance

Oder Einzahlungsschein bestellen:

+41 61 564 90 90

info@surprise.ngo

oder surprise.ngo/spenden



**SURPRISE
WIRKT**

Herzlichen Dank
für Ihren wichtigen
Beitrag!

Impressum

Herausgeber

Surprise, Münzgasse 16
CH-4051 Basel

Geschäftsstelle Basel

T +41 61 564 90 90
Mo-Fr 9-12 Uhr
info@surprise.ngo,
surprise.ngo

Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich
T +41 44 242 72 11

Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern
T +41 31 332 53 93
M+41 79 389 78 02

Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40
rundgangbs@surprise.ngo
Bern: T +41 31 558 53 91
rundgangbe@surprise.ngo
Zürich: T +41 44 242 72 14
rundgangzh@surprise.ngo

Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, Ito1 Media
T +41 43 321 28 78
M+41 79 797 94 10
anzeigen@surprise.ngo

Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:
Diana Frei (dif),
Sara Winter Sayilir (win), Klaus
Petrus (kp), Lea Stuber (lea), Esther
Banz (eb)
T+41 61 564 90 70
redaktion@strassenmagazin.ch
leserbriefe@strassenmagazin.ch

Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),
Simon Berginz, Monika Bettschen,
Christina Baeriswyl, Maj Lisa Dörig,
Hanna Fröhlich, Carlo Knöpfel,
Yvonne Kunz, Fatima Moumouni,
Adriana Ružek, Ralf Schlatter,
William Stern, Priska Wenger,
Christopher Zimmer

Mitarbeitende dieser Ausgabe

Michael Furler, Adelina Gashi, Andrea
Grill, Stella Hänsenberger, Anne
Morgenstern, Karin Pacozzi, Wolf
Paarmann, Anna Pirato, Natalia Widla

Wiedergabe von Artikeln und
Bildern, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion. Für
unverlangte Zusendungen wird jede
Haftung abgelehnt.

Gestaltung und Bildredaktion

Bodara GmbH,
Büro für Gebrauchsgrafik

Druck

AVD Goldach

Papier

Holmen TRND 2.0,
70 g/m², FSC®, ISO 14001, PEFC,
EU Ecolabel, Reach

Auflage

25970

Abonnemente

CHF 250.-, 25 Ex./Jahr

**Helfen macht Freude,
spenden Sie jetzt.**

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

#Stadtrundgänge Basel: Heiko Schmitz

«Beeindruckt»

Heiko Schmitz konnte die Schwierigkeiten von Obdachlosen sehr gut übermitteln und hat uns einige wichtige Standorte von Hilfsangeboten gezeigt. Wir waren alle sehr beeindruckt.

ELISABETH SCHROM, Allschwil

#Stadtrundgänge Bern: André Hebeisen

«Hat sich gelohnt»

Es war ein sehr persönlicher und eindrücklicher Einblick in die Problematik von Sucht und Armut (entsprach genau dem Titel der Führung). Trotz des schwierigen Themas zeigte sich Ändu positiv zum Leben eingestellt und erzeugte mit seinen Schilderungen keine deprimierende Stimmung (was er ja sicherlich in seinem Leben oft erlebt hatte). Wir erfuhren viel über die Möglichkeiten, aber auch über die Hindernisse, die armutsbetroffene Menschen im Alltag haben. Amüsant fand ich, dass ich zuerst bei einigen von meinem Team hörte, die Brocki könnte Ändu eigentlich überspringen, denn als Heilsarmee-Mitarbeitende kennen wir Brockis gut. Doch er hat uns nicht die Brocki «erklärt», sondern von den Möglichkeiten und Bedingungen erzählt, die er persönlich bei seiner Arbeit dort erlebt hatte. Es hat sich also gelohnt, auch beim Thema Brocki zuzuhören. Allerdings lässt selbst bei angenehmen Wetterbedingungen nach zwei Stunden die Aufmerksamkeit nach. Wir waren dankbar, dass Ändu es uns nicht übelgenommen hat, dass wir die letzte Station ausgelassen haben. Im Tram zurück in die Stadt habe ich von vielen aus dem Team gehört, dass sie beeindruckt von der Führung gewesen waren.

M. ARNOLD, Hitzkirch

#Stadtrundgänge Bern: Franziska Lüthi

«Sympathisches, kompetentes Auftreten»

Danke für die interessante Tour. Franziska Lüthi hat ein sehr sympathisches, kompetentes Auftreten. Ihre Geschichte(n) haben mich sehr berührt. Bei kälteren Temperaturen könnte ein wärmerer Ort (z.B. Notschlafstelle oder Aufenthaltsraum auch von innen anschauen) in der Tour nicht schaden. Mit etwas Bewegung, Sonne und der authentischen, liebevollen Art von Franziska Lüthi liess sich die Kälte jedoch gut vergessen.

HELEN JEGER, Bern

#Stadtrundgänge Zürich: Hans-Peter Meier

«Hohe Selbstwahrnehmung»

Wirkte zu Beginn etwas zurückhaltend, ist dann in seiner Rolle als Guide aufgeblüht und strahlte Entspannung aus. Offenherzige Erzählart über sehr persönliche und intime Erlebnisse. Hohe Selbstwahrnehmung. Gibt den Fragen und Antworten genau richtig Raum.

MARC PFEUTI, Stiftung Wirtschaft und Ökologie SWO, Schwerzenbach

Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Hefverkauf auf der Strasse haben. Alle Preise inklusive Versandkosten.

25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.- (Europa: CHF 305.-)

Reduziert CHF 175.- (Europa: CHF 213.50)

Gönner*innen-Abo für CHF 320.-

Probe-Abo für CHF 40.- (Europa: CHF 50.-), 4 Ausgaben

Reduziert CHF 28.- (Europa: CHF 35.-)

Halbjahres-Abo CHF 120.-, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.-

Ⓛ Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

Bestellen

Email: info@surprise.ngo
Telefon: 061 564 90 90
Post: Surprise, Münzgasse 16,
CH-4051 Basel

Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



Vom Warten und Hoffen

«Happy, ein schöner Name», sage ich am Anfang unseres Gesprächs. Gut ausgesucht von der Mutter, meint Happy Akhue und lächelt. Sie erwartete mich in der Veranda eines Hotels, jetzt sitzen wir in zwei grossen Sesseln einander gegenüber und trinken Cappuccino. Durch die Fensterfront schauen wir hinaus in einen Garten. Grüne Wiese, ein Baum. Es regnet in Strömen. Hinter und um uns spielt Kalisa – ein Jahr und vier Monate alt, Akhues Tochter, die sie allein erzieht.

Akhue ist 2016 nach Salzburg gekommen, seit 2018 verkauft sie mit einigen Unterbrechungen das österreichische Strassenmagazin Apropos. Eine lange Zeit. Etwas anderes darf sie nicht arbeiten. Bis heute hat sie keine Dokumente und wartet noch immer oder schon wieder auf Klärung ihres Aufenthaltsstatus. Hätte Akhue einen österreichischen Pass, könnte sie arbeiten, wo sie möchte. Sobald sie Papiere bekommt, möchte sie Köchin werden, sagt sie.

Akhue ist jetzt siebenundzwanzig. Sie hat keine Ausbildung, spricht nur wenig Deutsch. Den Kontakt mit ihrer Familie in Nigeria hat sie abgebrochen. Dennoch würde sie Nigeria als ihre Heimat bezeichnen, sagt Akhue.

Sie sei auf einem Boot nach Europa gekommen, mit ein paar Leuten, die sie kannte, aber danach aus den Augen verloren habe, erzählt sie. Sie habe das Mittelmeer überquert, nach Italien. Dort sei sie drei Wochen gewesen. Sie weiss nicht mehr, wo in Italien sie angekommen, wohin sie weitergereist ist. Sie war dann mit einer Person unterwegs, die sie als Freundin bezeichnet. Eigentlich wollten sie nach Deutschland. Unterwegs kamen sie durch Österreich und beschlossen zu bleiben.

Derzeit lebt Akhue in Kuchl, einer Gemeinde mit 7500 Einwohner*innen im Salzburger Land. Ich bitte sie, ihren Alltag zu beschreiben, einen Tag in ihrem Leben. Nach einer Pause meint Akhue: Manchmal sei es nicht leicht, aber die Tochter sei brav. Auf ihr Kind ist sie sichtlich stolz. Kalisa ist in Vöcklabruck in Oberösterreich geboren, weil Akhue zu jener Zeit gerade in einem Flüchtlingszentrum der Region untergebracht war.

Nach der Geburt ihrer Tochter wurde sie erst nach Bergheim, dann nach Tirol transferiert. Tirol sei nicht ihr liebster Ort, sagt Akhue. Sie war dort in einem Lager, ohne Geld für sich und den Säugling, da ihr Asylantrag während ihrer Schwangerschaft abgewiesen worden war. Danach stellte Akhue einen neuen Antrag und wurde für fünf Monate nach Tirol geschickt.



FOTO: ANNA PIRATO

Happy Akhue, 27, verkauft das österreichische Strassenmagazin Apropos, ist Mutter eines einjährigen Mädchens und möchte gerne als Köchin arbeiten.

In Salzburg hat sie Freunde, die ihr halfen, ihr Geld liehen und die Wohnung in Kuchl für sie fanden, in der sie jetzt lebt. Inzwischen hat sie um ein Visum aus humanitären Gründen nachgesucht.

Irgendwann frage ich Akhue, welche Hoffnungen sie für die Zukunft habe. Sie antwortet in derselben Sekunde: «I hope for a bright future», sie hoffe auf eine strahlende Zukunft. Hat sie Rituale, um sich in schwierigen Momenten selbst zu beruhigen? Auch darauf antwortet sie ohne zu zögern: «I sing to calm myself.» Sie singe, um sich selber zu beruhigen. Singen ist für Akhue sehr wichtig, allein oder zusammen mit anderen; Spazierengehen macht ihr ebenfalls Freude, ausserdem Joggen. Akhue liebt Gospels. Sie ist religiös und glaubt daran, dass Gott alles für sie möglich machen wird – an ihn wendet sie sich in Momenten der Verzweiflung.

Wie es sei, das Strassenmagazin Apropos zu verkaufen, wollte ich noch von Akhue wissen. Die Arbeit sei gut, antwortet sie, die Menschen seien freundlich. Während sie verkauft, betreuen Freund*innen ihr Kind. Es ist noch winterlich, und so frage ich sie zuletzt, ob sie gerne mit dem Schlitten fahre? Nein, antwortet Akhue, davor fürchte sie sich. Jedenfalls bisher, fügt sie hinzu. Aber vielleicht werde sie es mit ihrer kleinen Tochter demnächst versuchen.

Aufgezeichnet von **ANDREA GRILL**

Freundlicherweise zur Verfügung gestellt von **APROPOS**

DER KULTURPOOL

erreicht 524 530 kulturinteressierte Personen

Die wichtigsten Kulturmagazine der Schweiz bieten im Kulturpool und im Kulturpool plus die Möglichkeit, zu günstigen Konditionen das kulturaffine Publikum gezielt anzusprechen.

www.kulturpool.com

null41
KULTURMAGAZIN

AAKU
Aargauer Kulturmagazin

anzeiger
ZEITUNG BASEL

BKa
Basler Kulturagenda

bref

Edito
Basisschweizer Medienmagazin

COUCOU

filmbulletin

BRISSE JAZZ & SCALA EVENTS
JAZZ *time*

KUL

Agenda
La culture romande
sous tous les angles

m schweizer musikzeitung
revue musicale suisse rivista musicale svizzera

PROZ
Kultur im Raum Basel

Saiten

sext *smook*

SURPRISE

thurgaukultur **↑** ch

TRANSHELVETICA
DIE KUNST DES REISENS

ZUGKultur

Der Verkauf des Strassenmagazins Surprise ist eine sehr niederschwellige Möglichkeit, einer Arbeit nachzugehen und den sozialen Anschluss wiederzufinden.



SURPRISE
WIRKT

Ein Strassenmagazin kostet 8 Franken. Die Hälfte davon geht an den*die Verkäufer*in, die andere Hälfte an den Verein Surprise.

Alle Verkäufer*innen tragen gut sichtbar einen Verkaufspass mit einer persönlichen Verkaufsnummer. Diese ist identisch mit der Nummer auf dem Magazin.

Das Heft erscheint alle 2 Wochen. Ältere Ausgaben werden nicht verkauft.

SURPRISE
SO GEHT STRASSEN-MAGAZIN

SURPRISE

SO GEHT STRASS-MAGAZIN